

paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

7. Jahrgang Nr. 2, 2003



Den Sterbenden ein Segen sein

Sonderausgabe zum 1. Ökumenischen Kirchentag in Berlin

Streitlied zwischen Leben und Tod

So spricht das Leben:

Die Welt ist mein,
Mich preisen die Blumen und Vögelein,
Ich bin der Tag und der Sonnenschein.
So spricht das Leben:
Die Welt ist mein.

So spricht der Tod:

Die Welt ist mein,
Dein Leuchten ist nur eitel Pracht,
Sinkt Stern und Mond in ewge Nacht.
So spricht der Tod:
Die Welt ist mein.

So spricht das Leben:

Die Welt ist mein,
Und machst du Särge aus Marmorstein,
Kannst doch nicht sargen die Liebe ein.
So spricht das Leben:
Die Welt ist mein.

So spricht der Tod:

Die Welt ist mein,
Ich habe ein großes Grab gemacht,
Ich habe die Pest und den Krieg erdacht.
So spricht der Tod:
Die Welt ist mein.

So spricht das Leben:

Die Welt ist mein,
Ein jegliches Grab muss ein Acker sein,
Mein ewiger Samen fällt hinein.
So spricht das Leben:
Die Welt ist mein.

unbekannter Dichter aus dem Mittelalter

INHALT

Streitlied zwischen Leben und Tod	2
Editorial	3
Georg Schwikart Glaube im Angesicht des Todes	4
Susanne Weichenhan Kann uns doch kein Tod nicht töten	8
Dorothea Weltecke Von der Kunst des Sterbens	11
Museum für Sepulkralkultur	12
Christliche Patientenverfügung	13
Wilfried Reuter Mitgefühl	17
Lisa Freund Zwischen Zeit und Ewigkeit	18
Nach Kübler-Ross Der Sterbeprozess und seine Phasen	21
Matthias Zuber Wenn der Anfang das Ende ist	22
Tina Schwichtenberg Repetition	25
KinderNoster Erzähl mir was vom Tod	26
Wolf Krötke Nachruf auf Dorothee Sölle Impressum	27



Liebe Leserin und lieber Leser!

„Was interessiert mich der Tod?“ so fragte der Philosoph Epikur. „Wo der Tod ist, da bin ich nicht und wo ich bin, da ist der Tod nicht!“

Genial, diese einfache Lösung für ein Menschheitsproblem, allerdings nur so lange, wie man sich, umgeben von gesunden Menschen, seines Lebens erfreut.

Für Prinz Siddhartha, den späteren Buddha, brach eine Welt zusammen, als er auf seinen Streifzügen einem Alten, einem Kranken und einem Sterbenden begegnete. Da wusste er, dass er vom Tod umgeben ist und dass dieses Schicksal auch auf ihn zukommt.

Der Tod ist ein zentrales Thema für die unterschiedlichsten Religionen, und bei aller Vielfalt will jede Glaubensrichtung doch auf ihre Weise „den Sterbenden ein Segen sein“. Unter diesem Titel suchen wir zum Ökumenischen Kirchentag das Gespräch mit Buddhisten, Muslimen und Juden, um unsere Erfahrungen und Traditionen auszutauschen. Auch diese Sonderausgabe des paternoster möchte weitere Impulse zum Thema geben.

Einen gesegneten Kirchentag
wünscht Pfarrer Jörg Machel

Glaube im Angesicht des Todes

Das Recht der Sterbenden

Georg Schwikart / Wir sind ja selbst schuld! „Esst nicht davon, berührt sie nicht!“, hatte Gott gemahnt, damals als es noch paradiesisch auf Erden zuing. Die Äpfel aber leuchteten weit und breit verführerisch, die Neugier war groß und das Verbot machte sie noch interessanter. Da half nicht einmal die eindringliche Warnung des Schöpfers: „Sonst müsst ihr sterben!“ (1. Mose 3,3) Und sie aßen doch.

(Röm 5,12), mag das modernen Ohren fremd klingen. Dabei bezieht sich der Apostel doch nur auf die Adam- und-Eva-Geschichte aus der Genesis. Dahinter verbirgt sich die Vorstellung, ohne diesen Zwischenfall im Garten Eden hätte es ein ewiges Leben gegeben – hier und jetzt. Bibelwissenschaftler unserer Zeit mögen uns erläutern, das sei doch nur ein Mythos, der vor Tausenden von Jahren dazu diente, die Existenz des To-

sterben wir dem Herrn.“ (Röm 14,8). Doch das Anteilnehmen am Leiden Jesu, das Mitleiden, das Leiden für den Herrn führt auch zum gleichen Ziel: „Wenn wir mit Christus gestorben sind, werden wir auch mit ihm leben.“ (Tim 2,11).

Die theologischen Traditionen haben darüber gestritten, ob die Auferweckung durch Gott eine Gnade ist, ein Geschenk für jeden, oder eine Belohnung für Wohlverhalten ist. Wer

Bildfolge aus dem Berner Totentanz des Niklaus Manuel Deutsch, 1516-1519



Sie aßen, aber sie starben nicht. Der Genuss des Apfels tötete nicht wie ein Schierlingsbecher. Sein Gift wirkt viel langsamer: Mit dem Bewusstsein seiner Sterblichkeit – wir nehmen an, dass uns das von Tieren und Pflanzen unterscheidet – quält sich der Mensch seither ab. Tod, das bedeutet Endgültigkeit, Machtlosigkeit, Ungewissheit. Tod, das ist das, was uns von Gott grundlegend unterscheidet.

Biblische Deutungen

Der erste Theologe des Christentums war Paulus. Er bemühte sich, den überlieferten jüdischen Glauben, die Glaubenserfahrungen der ersten Christen, seine persönliche Offenbarung und die philosophischen Ansätze seiner Zeit miteinander in Einklang zu bringen. Wenn Paulus betont, der Tod sei die Folge der Sünde



des zu erklären. Entscheidend aber ist nicht die Frage, ob die Sache mit dem Apfel historisch ist, sondern, welchen Anteil in dieser Weltdeutung der Mensch selbst am Tod hat. Er hat's verpatzt, er muss es ausbaden.

Theologische Antwortversuche

Die theologische Lösung des Christentums war, den Tod Jesu von Nazareth als entscheidende Wende zu verstehen: „Christus ist für uns gestorben.“ (Röm 5,6) – nämlich ein für allemal. Eine Sühnetat, um die Schuld des Anfangs auszugleichen. Wer ihm nachfolgt, trägt das „Sterben Jesu an seinem Leib“ (2. Kor 4,10), er ist dann selbst „der Sünde gestorben“ (Röm 6,11) – und wird mit ihm leben (Tim 2,11). Wer so weit ist, für den kommt es gar nicht mehr darauf an, ob er lebt oder stirbt: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so



demnach sein Soll nicht erfüllt hat, muss entweder nachreifen im Fegefeuer (wie es die katholische Lehre für möglich hält) oder wird verstoßen in die Ferne Gottes, die Hölle.

Jesus ist gestorben, ganz gleich, wie man das interpretieren mag, doch das ist schon lange her. Die Menschen aber sterben bis auf den heutigen Tag. Wie soll ein Christ damit umgehen? Der „Katechismus der katholischen Kirche“, ein weltweit gültiges Kompendium des römischen Glaubens, formuliert geradezu verklärt:

„Mit dem Tod, dem Abschluss des sakramentalen Lebens, beginnt für den Christen die Vollendung der bei der Taufe begonnenen Wiedergeburt – die endgültige „Verähnlichung mit dem Bild des Sohnes“ kraft der Salbung durch den Heiligen Geist – und die Teilnahme am Festmahl des Him-



melreiches, das in der Eucharistie vorweggenommen wurde. Das gilt auch dann, wenn er noch weiterer Läuterungen bedürfen sollte, um das hochzeitliche Gewand anziehen zu dürfen.“

Auch Martin Luther kommt, wenn er vom Sterben spricht, auf das biblische Bild der Wiedergeburt zurück. Etwas pädagogischer als die trockene Dogmatik erklärt der Reformator, wie man das zu verstehen habe, und in seinem „Sermon von der Bereitung zum Sterben“ gibt es gute Ratschläge für die letzte Stunde. Da heißt es: „Wann so jedermann Urlaub auf Erden gegeben ist, soll man sich dann allein zu Gott richten, da der Weg

Angst erwehren und wissen, dass danach ein großer Raum und Freud sein wird.“

Populäre Umsetzungen

Kurzum, die offizielle Theologie betont, das Sterben sei nur ein Durchgangsstadium zu größeren Freuden. Diese Aufgabe sei zu bewältigen. Dass aber auch der Gläubige das Sterben nicht mit „Hurra!“ erwartet, gesteht Luther zwischen den Zeilen zu, wenn er meint, man solle sich der Angst erwehren.

Die Volksfrömmigkeit konnte immer ohne Verrenkungen den eigenen Tod in eine enge Beziehung zum Tod Jesu Christi rücken. Paul Gerhardt

Hier schöpft der Vertrauende Trost aus der Parallele: „Ich sterbe, doch auch Jesus musste sterben, der höchste aller Menschen. Warum sollte es mir besser gehen als ihm?“ Zumal ja Jesus kein „schöner“ Tod beschieden war, im Sinne von ruhig und friedlich, sondern der grausame Tod einer Folterung. Doch auch wer weniger spektakulär sein Leben beendet, hat diese – im wahrsten Sinne – einzigartige Aufgabe zu bewältigen. Jeder stirbt nur einmal, und jeder stirbt seinen eigenen, individuellen Tod. Dass dies eine enorme Herausforderung darstellt, gehört zum Erfahrungsschatz der Glaubenden.



des Sterbens sich auch hinkehrt und uns führt. Und hier hebt an die enge Pforte, der schmale Steig zum Leben, er ist aber nicht lang, und es geht hier zu, gleichwie ein Kind aus der kleinen Wohnung seiner Mutter Leib mit Gefahr und Ängsten geboren wird in diesen weiten Himmel und Erden, das ist auf diese Welt. Also geht der Mensch durch die engen Pforten des Todes aus diesem Leben; und obwohl der Himmel und die Welt, darin wir jetzt leben, groß und weit angesehen wird, so ist es doch alles gegen den zukünftigen Himmel viel enger und kleiner, denn der Mutter Leib gegen diesen Himmel ist. Darum heißt der lieben Heiligen Sterben eine neue Geburt. Aber der enge Gang des Todes macht, dass uns dieses Leben weit und jenes eng dünkt. ... Also im Sterben auch muss man sich der

dichtete im 17. Jahrhundert seinen Choral „O Haupt voll Blut und Wunden“ einem spätmittelalterlichen Hymnus nach, in dem es heißt:

*Wenn ich einmal soll scheiden,
so scheid nicht von mir.*

*Wenn ich den Tod soll leiden,
so tritt du dann herfür.*

*Wenn mir am allerbängsten
wird um das Herze sein,
so reiß mich aus den Ängsten
kraft deiner Angst und Pein.*

*Erscheine mir zum Schilde,
zum Trost in meinem Tod,
und lass mich sehn dein Bilde
in deiner Kreuzesnot.*

*Da will ich nach dir blicken,
da will ich glaubensvoll
dich fest an mein Herz drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl.*

Zu den beliebten Liedern, die bei Trauerfeiern gesungen werden, gehört „Wir sind nur Gast auf Erden“. Da schwingt natürlich die christliche Botschaft mit: „Bedenke, dass du nur vorübergehend hier in Raum und Zeit verweilst“, aber da wird auch die Sorge vor der letzten Stunde nicht ausgespart:

*Die Wege sind verlassen und
oft sind wir allein, in diesen
grauen Gassen will niemand
bei uns sein.*

*Nur einer gibt Geleite, das ist
der Herre Christ, er wandert
treu zur Seite, wenn alles uns
vergisst.*

*Und sind wir einmal müde,
dann stell ein Licht uns aus,
o Gott, in deiner Güte, dann
finden wir nach Haus.*

Meine Großmutter Sibylle kannte dieses und andere Lieder auswendig. Sie ging regelmäßig zur Messe und abonnierte die Kirchenzeitung; sie sprach das Tischgebet, hatte sogar einige Jahre als Haushälterin eines Monsignore gedient und griff immer wieder zum Rosenkranz, in dessen Ave Maria es heißt: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.“

Aber, als ob dieses Ersuchen kein Gehör gefunden hätte an höchster Stelle, – als es dann soweit war, tat sich Großmutter sehr schwer mit allem, was auch nur einen religiösen Schimmer hatte. Nach dem Schlagan-

- Ohne Glauben zu leben, und ihn im Sterben zu finden.
- Ohne Glauben zu leben und auch zu sterben, entweder friedlich oder sich wehrend.

Glaube kann eine echte „Sterbehilfe“ sein, aber dass er keine Garantie für einen leichten Tod ist, wissen alle, die Sterbende begleiten. Wobei der Aufruhr eines Gläubigen an sich nichts Verwerfliches ist. Vielleicht hadert er mit Gott, weil er denkt, ihm stünde nach einem christlichen Leben doch wenigstens eine gute Sterbestunde zu – schmerzfrei, schnell und feierlich, getragen vom Bewusstsein, bald in des Vaters Haus eingehen zu dür-

Macht Glaube gesund?

US-amerikanische Untersuchungen der neunziger Jahre gingen der Frage nach, ob religiöser Glaube gesund machen könne. Die Forscher fanden heraus, dass glaubende Menschen im Vergleich zu nicht glaubenden

- *Lebenskrisen und Stress besser bewältigen können,*
- *vor Erkrankungen besser gewappnet sind,*
- *sich bei Erkrankungen schneller erholen,*
- *generell gesünder leben,*
- *sich weniger scheiden lassen,*
- *den besseren Sex haben,*
- *eine höhere Lebenserwartung genießen,*



fall zerzte die Verwirrung Großmutter in eine Welt, wo das alles keinen Platz mehr hatte. Unser Angebot, einen Fernsehgottesdienst einzuschalten, lehnte sie unwirsch ab; wenn wir an ihrem Krankenbett beteten, tat sie demonstrativ abwesend, und den Vorschlag, einen Pfarrer mit der Krankenkommunion zu bestellen, beantwortete sie mit Geschimpfe. Eine Frau im Aufstand gegen Gott?

Unterschiedliche Umgangsweisen

Großmutter war kein Einzelfall. Vielen ergeht es ähnlich. Doch auch der umgekehrte Weg ist möglich. Man könnte eine Typologie zum Verhältnis von Glauben und Sterben entwerfen:

- Im Glauben zu leben, und in ihm auch zu sterben.
- Im Glauben zu leben, und ihn im Sterben zu verlieren.

fen. Wenn sich dann aber das Sterben als langwierig, qualvoll, gar entwürdigend herausstellt und man einsam Abschied nehmen muss, dann ist die Ent-Täuschung wohl verständlich. Das Ringen mit Gott im Angesicht des Todes ist ein harter Kampf: Im Sterben des Menschen stirbt das Bild eines Gottes, der vom Himmel hoch auf Erden eingreift und alles zum Besten richtet. Allerdings: die Erfahrung eines tatenlosen und schweigenden Gottes muss nicht zur absoluten Verneinung seiner Existenz führen. Der Sterbende kann auch, wenn alle Hintertürchen verschlossen bleiben und die ganz weltlichen Sicherungssysteme unbrauchbar geworden sind, erkennen, dass nun allein zu sagen bleibt: „Herr, dein Wille geschehe!“

- *versöhnter mit der Endlichkeit ihres Lebens umgehen.*

Diese Ergebnisse ließen sich breit diskutieren. Etwa, ob amerikanische Analysen überhaupt für europäische Verhältnisse aussagekräftig seien, oder auch, ob Religion hier nicht auf ihren Nützlichkeitscharakter reduziert werde, nach dem Motto: „Wenn Glaube etwas ‚bringt‘, sollte man seine Segnungen doch abschöpfen.“ Schon die alten Römer behandelten ihre Götter nach dem Prinzip „do ut des“, „Ich gebe dir etwas, doch dafür erwarte ich eine Gegenleistung“. Oder es wäre zu überlegen, was „gesund“ eigentlich bedeutet: wird es nicht gesunde Kranke und kranke Gesunde geben? Körperliche Gesundheit bedeutet nicht auch schon seelische, und manch einer ist trotz körperlicher Krankheit seelisch gesund ...

Die Problematik reicht also tiefer. Macht erst Gott einen Menschen glücklich – oder ist es vielleicht so, dass der Glückliche leichter einen Zugang zum „lieben Gott“ findet? Wie aber wird einer überhaupt zum Optimisten? Die Entwicklungspsychologie hat aufgezeigt, dass ein Mensch, der mit sich im Frieden ist, viele positive Botschaften erhalten hat: „Du bist o.k., du darfst sein, wie du bist!“ Die Eltern sind die ersten Götter eines Menschen. Sie beeinflussen seinen religiösen Horizont. Wer nämlich das Gefühl hatte, nicht zu genügen, gar unerwünscht zu sein, der wird wahrscheinlich auch einen Gott verinnerlichen, der als Übervater ein Leben

chungs generation eher entspricht?

Praktische Erwägungen

Wen interessiert das in der Praxis? Da sind ganz andere Fragen zu klären. Beispielsweise dann, wenn ein Sterbender religiösen Zuspruch wünscht, dem Begleitenden das aber fremd ist. Dieser wird sicher nicht eine Debatte über die Existenz Gottes anfangen, sondern jemanden herbeiholen, der leisten kann, was der Patient braucht. Respekt vor dem Glauben des Sterbenden ist selbstverständlich.

Wie gehe ich aber mit einem Sterbenden um, der mit seinem Gott Krieg führt? Hier ist die Kunst der Ge-

mit vergleichen zu können. Dann ist es wichtig, ehrlich zu antworten. Der Fragende spürt, ob wir authentisch – „echt“ – sind. Dann muss es weder peinlich sein, an ein ewiges Leben zu glauben, noch unangenehm, zuzugeben, dass man vom Nichts überzeugt sei. Ein Wissen darüber gibt es nicht. Jeder hat seine eigene Sicht.

Ein Bekenntnis lockt das andere

Meine Position ist: Ja!, es gibt et was hinter dem Schleier. Aber man frage mich nicht, wie das aussieht. In mir brodeln die Widersprüche: Im Himmel steht kein Thron, da gibt es keine Sessel aus Samt (wie Oma Agathe glaubte), da sind keine Hierarchien mehr zwischen den Menschen. Jemand erwartet uns. Dort wird Harmonie sein, Versöhnung, vielleicht feiert man ein fröhliches Mahl. Sicher gibt es ein Wiedersehen mit jenen, die mir wichtig waren und sind: meinen Eltern, meinem Freund Dirk, Großmutter und all den anderen. Und da wird mir Erkenntnis geschenkt sein, Erkenntnis dessen, den ich hier verschämt „Gott“ nenne, wohl wissend, wie kläglich dieses Wort ist. Wie Gott aussieht? Absurde Frage. Ich sehe nur Farben. Ich rieche und höre Wunderbares, spüre Wärme. Nur eines ist sicher: Es wird Begegnung sein. – Und „sicher“ ist das nur in meinem momentanen Glauben. Der wandelt sich ständig, bis zum Tag der Wahrheit.

Bis dahin möchte ich so gern noch mit meinen Freunden zusammensitzen, Island sehen, einen Roman schreiben, mit der Transsibirischen Eisenbahn von Moskau nach Peking fahren, mit meinen Enkelkindern Sandburgen bauen, Kabarett spielen, die Goldhochzeit feiern und vieles mehr. Wenn es aber heißt, „Du bist heute dran!“, dann will ich bereit sein und loslassen ohne Groll. Denn das Wichtigste wurde mir schon geschenkt: Ich habe geliebt und ich wurde geliebt.



lang erzieht. Ein strafender Gott wird nicht gerade geeignet sein, die Angst vor dem Sterben zu mindern. Ein guter Gott hingegen, der nur darauf wartet, sein Kind in die Arme zu schließen, mag hilfreich sein, die Furcht vor dem Tunnel zu überwinden. Ein unübersichtliches Terrain öffnet sich da. Aber kann der Glaube nicht auch befreien, gerade wenn die Botschaft des Angenommenseins bisher zu kurz kam? Kann derjenige, dessen Zweifel überwiegen, angesichts der beruhigenden Aspekte eines freundlichen Gottes glauben wollen? Und wer sagt überhaupt, wie Gott wirklich ist? Generationen sahen im Herrn der Welt einen strengen Richter; war das falsch? Oder wurde er einfach ausgetauscht gegen ein Schmusepuppengöttchen, weil das dem Zeitgeist einer Selbstverwirkli-

sprächsführung gefragt, die zuhört und aushält, dass jemand unter Umständen so anders denkt und fühlt als man selbst. Nicht meine Sicht der Dinge ist gefragt: Zu den „Rechten des Sterbenden“ gehört auch, zu klagen, zu schimpfen, zu verzweifeln. Es ist schließlich keine aner kennenswerte Leistung, gut zu sterben. Mag sein, dass es letztlich eine Gnade ist, mag sein, es hilft das Bewusstmachen der Sterblichkeit als eine Art „Einübung“; sicher aber kann behutsame Begleitung einem Sterbenden helfen.

Welche Fantasie wir selbst vom Übergang und vom „Danach“ haben, darüber wird sich jede und jeder schon Gedanken gemacht haben, der im Aufgabenbereich Sterben, Tod und Trauer engagiert ist. Möglicherweise fragt jemand danach, will eine Position hören, um seine eigene da-

Kann uns doch kein Tod nicht töten

Aus einer Andacht beim Gesamtkonvent der KirchenmusikerInnen der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg in der Nathanael-Kirche in Berlin am 24.2.2001

Susanne Weichenhan / Da ist jemand in der Altstadt von Lübeck mitten auf der Straße umgekippt. Schlaganfall. Die Ärzte sind am Ende ihrer Kunst. Wir begeben uns in das Sterbezimmer:

Als Doktor Langhals zurückkehrte, der ein wenig nach Hause gegangen war, fand er Alles beim Alten. Er nahm nur eine kurze Rücksprache mit der Pflegerin und empfahl sich wieder. Auch Doktor Grabow sprach noch einmal vor, sah mit mildem Gesicht nach dem Rechten und ging. Der Sterbende fuhr fort, gebrochenen Auges die Lippen zu bewegen und gurgelnde Laute auszustoßen. Die Dämmerung fiel ein. Draußen gab es ein wenig winterliches Abendrot, und es beschien durchs Fenster sanft die besudelten Kleidungsstücke, die irgendwo über einem Stuhl hingen.

Um fünf Uhr ließ Frau Permaneder sich zu einer Unbedachtsamkeit hinreißen. Ihrer Schwägerin gegenüber am Bette sitzend, begann sie plötzlich, unter Anwendung ihrer Kehlkopfstimme sehr laut und mit gefalteten Händen, einen Gesang zu sprechen ... »Mach End‘, o Herr,« sagte sie, und Alles hörte ihr reigungslos zu - »mach Ende mit aller seiner Not; stärk‘ seine Füß‘ und Hände und laß bis in den Tod...« Aber sie betete so sehr aus Herzensgrund, daß sie sich immer nur mit dem Worte beschäftigte, welches sie gerade aussprach, und nicht erwog,



Paul Gerhardt, 1607-1676

daß sie die Strophe gar nicht zu Ende wisse und nach dem dritten Verse jämmerlich stecken bleiben müsse. Das tat sie, brach mit erhobener Stimme ab und ersetzte den Schluß durch die erhöhte Würde ihrer Haltung. Jedermann im Zimmer wartete und zog sich zusammen vor Geniertheit. Der kleine Johann räusperte sich so schwer, daß es wie Ächzen klang. Und dann war in der Stille nichts, als das agonisierende Gurgeln [...] zu vernehmen. [...]

Der Senator starb. Er schluchzte zwei oder drei Mal leise, verstummte und hörte auf, die Lippen zu bewegen. Das war die ganze Veränderung, die mit ihm vor sich ging; seine Augen waren schon vorher tot gewesen. Doktor Langhals, der wenige Minuten später zur Stelle war, setzte sein schwarzes Hörrohr auf die Brust der Leiche, horchte längere Zeit und sprach nach gewissenhafter Prüfung: »Ja, es ist zu Ende.«

Sie haben es erraten, es ist der Senator Thomas Buddenbrook, der da gestorben ist. Thomas Mann hat mit nicht einmal dreißig Jahren mit beißender Schärfe beschrieben, was offensichtlich schon im 19. Jahrhundert

Realität war und wessen wir heute erst recht Zeugen sind: des völligen Verfalls, dem die einst selbstverständlichen Formen des Umgangs mit dem Sterben unterliegen. Wir sind Zeugen, Opfer, vielleicht auch Täter in diesem Prozess. Frau Toni Permaneder geborene Buddenbrook bleibt einfach stecken, als sie ein paar Strophen aus „Befehl du deine Wege“ beten will. Das Sterben des Kranken wird durch diesen peinlichen Umstand seiner Würde und allen Trostes beraubt, es bleibt nur das physische Zugrundegehen, und jede Ahnung oder Gewissheit fehlt, dass da für einen Christenmenschen nach seinem Tode noch etwas ist.

Wenn Sie die Buddenbrooks mal wieder zur Hand nehmen, werden Sie auf mehrere, teilweise noch drastischere Beispiele stoßen, wo Thomas Mann Texte von Paul Gerhardt mokant ins Leere laufen oder sozusagen zersplittern lässt. Ich weiß nicht, ob es so etwas in der Musik auch gibt, einen solchen Sarkasmus, oder ob das der Sprache und vielleicht noch den Bildern, sagen wir in Gestalt der Karikatur, vorbehalten ist. Vielleicht ist die Musik mit ihren kristallklaren und abstrakten Strukturen in geringerem Grade benutzbar oder gar zu missbrauchen.

Allerdings, einen Missbrauch treibt Mann hier wohl nur bedingt. Er benennt ja eine nicht wegzuleugnende Tendenz, auch wenn er das in boshafter Weise tut. Hat er recht damit, den Umgang mit alten, unverständenen, längst überlebten Bruchstücken der Tradition der Lächerlichkeit preiszugeben? Es ist doch eigentlich ein ganz sensibler, man kann geradezu sagen „heiliger“ Moment, da ein Mensch in großer Not, vielleicht sogar in Todesnot, sich in Gedanken zu

Gott aufzuschwingen, mit ihm zu reden, zu ihm zu beten vermag – oder eben all dessen entbehrt, wort- und trostlos bleibt. Sind die Texte von Paul Gerhardt, die Generationen von Christen in diesen sensiblen Momenten von Not und Anfechtung begleitet und ihre Seelen getröstet haben, heute saft- und kraftlos geworden? Ist Paul Gerhardt nur noch, wenn überhaupt, gut für das Absingen vom „Herz-mit-Beene-Lied“ – Sie wissen schon: „Geh aus, mein Herz...“ – als Alibilibied in jedem Konfirmationsgottesdienst?

Sie werden sagen, das sei eine rhetorische Frage. Natürlich soll am Schluss herauskommen, dass seine Texte heute doch noch etwas mehr vermögen. Aber wir wollen es uns nicht zu leicht machen. Es ist an der Zeit, seine Texte tatsächlich auf Herz und Mund, ich meine auf Herz und Nieren zu prüfen, abzuklopfen, wo totes Holz ist oder auch lebendiger Stamm, und wo vielleicht schlafende Augen an diesem Stamm sind, die neu austreiben können.

Ich will das an einem Beispiel tun. Es ist dies die Frage aller Fragen, die einem der Zeit-

geist in den Kopf hämmert, die heute durch so viele Predigten und Zeitungsartikel und Interviews geistert, wenn wieder einmal etwas Schlimmes geschehen ist: „Wie kann Gott das zulassen?“ Wissen Sie, ich kann die vielen mehr oder weniger ratlosen Antwortversuche darauf bald nicht mehr hören. Und seltsam, diese Frage, dieser Gedanke überhaupt, kommt bei Paul Gerhardt in all seinen ca. 140 Gedichten schlechthin nicht vor. Das kann uns, denen diese Frage so schnell auf den Lippen ist, nachdenklich stimmen, zumal dann, wenn wir einen Blick auf sein nach unseren Maßstäben außerordentlich schweres Leben werfen: Mit 14 Jahren Waise geworden. Pest und Krieg nehmen ihm seine Verwandten. Jugend und Studium überschattet der Dreißigjährige Krieg. Während seines Studiums musste er als Hauslehrer jobben. Erst mit Mitte Vierzig bekam er seine erste feste Anstellung. 1653, also 5 Jahre nach Kriegsende, veröffentlicht er, neben den großen „Rennern“ wie „Geh aus mein Herz“,

„Wach auf, mein Herz, und singe“, „Befehl du deine Wege“ und „Ich singe dir mit Herz und Mund“ das Lied „Warum sollt ich mich denn grämen“, in dessen achter Strophe es heißt:

*Kann uns doch kein Tod
nicht töten,
sondern reißt unsern Geist
aus viel tausend Nöten,
schließt das Tor der bittern Leiden
und macht Bahn, da man kann
gehn zu Himmelsfreuden.*

„Kann uns doch kein Tod nicht töten“: Mit unnachahmlicher poetischer Kraft spricht da einer nach dreißig Jahren Kriegserleben, bezeugt das Wirken Gottes als heilsame Realität auch in bleierner Zeit. So etwas schreibt man nicht aus Gleichmut oder Verzweiflung, sondern da spricht jemand, der tatsächlich getrost ist. Er ahnte da jedoch wohl nicht, wie sich sein äußerer Lebensweg Schritt für Schritt verdunkeln sollte.

Nach seiner Heirat 1655 wird 1657 sein Töchterchen Maria Elisabeth geboren, aber sie lebt nur wenige Monate. Auf die Grabtafel lassen die Eltern mit Goldbuchstaben schreiben: „Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens“, den Stoßseufzer des greisen Jakob vor dem Pharao (Gen. 47,9). Seine Frau gebiert ihm weitere vier Kinder, aber drei von ihnen sterben bald, nur ein Sohn überlebt. Das ginge nach unserem Empfinden über unsere Kraft, und wir hätten jene Frage sogleich auf den Lippen, wie Gott so etwas zulassen könne.

Paul Gerhardt aber lebt und dichtet ganz anders. In einem Lied, das 1663 veröffentlicht wurde - nachdem ihm zum dritten Mal ein Kind gestorben ist! -, nimmt er die oben zitierte Zeile „Kann uns doch kein Tod nicht töten“ noch einmal auf:



*Geduld ist euch vonnöten,
wenn Sorge, Gram und Leid
und was euch sonst kann töten,
euch in das Herze schneidt.
Soll euch kein Tod nicht töten,
ist euch Geduld vonnöten,
das sag ich noch einmal.*

Da weiß einer, wovon er spricht. Und er lässt unsern Zeitgeist mit seinen unbeantwortbaren Fragen und seinen schnellen Antworten der Simpelsongs getrost hinter sich. Vielleicht nehmen Sie einmal das Evangelische Gesangbuch (leider enthält es nur noch 23 Lieder von Paul Gerhardt) oder besser noch ungekürzte Paul-Gerhardt-Ausgaben in die Hand und



Gesangbuchvignette

lassen seine Texte auf sich wirken, und ich verspreche Ihnen, Sie werden Perlen finden.

Zum Schluss nun eine Strophe von Paul Gerhardt für so manche Lebenslagen. Stellen Sie sich vor, Ihr Chor

und Sie haben hart und bis zum letzten Moment vor dem Festgottesdienst geprobt; Sie sind ziemlich übermüdet, auch nicht ganz sicher, ob der Chor alle Klippen schaffen wird und auch nicht, ob Sie ihn durch Ihr Dirigieren werden genügend inspirieren können. Die Glocken läuten schon. In solchen Momenten bedarf es der Kraft von oben. Um mit Paul Gerhardt zu beten:

*Tritt du zu mir und mache leicht,
was mir sonst fast unmöglich
deucht,
und bring zum guten Ende,
was du selbst angefangen hast
durch Weisheit deiner Hände.*

**Lass es schön sein,
Wenn ich das letzte Lied singe.
Lass es Tag sein,
Wenn ich das letzte Lied singe.**

**Ich möchte auf meinen beiden
Füßen stehen,
Wenn ich das letzte Lied singe.**

**Ich möchte mit meinen Augen
hochblicken,
Wenn ich das letzte Lied singe.**

**Ich möchte,
Dass die Winde meinen
Körper umschließen,
Wenn ich das letzte Lied singe.**

**Ich möchte,
Dass die Sonne auf meinen
Körper scheint,
Wenn ich das letzte Lied singe.**

**Lass es schön sein,
Wenn ich das letzte Lied singe.
Lass es Tag sein,
Wenn ich das letzte Lied singe.**

(Indianisches Sterbelied)

Ralph Loell

geb. 24.10.1959 gest. 17.03.2003

Wir trauern um Ralph.

**Sein Kampf für die Rechte
behinderter Menschen
hat uns geholfen,
in der Vielfalt der Meinungen
Orientierung zu finden.**

Die Gottesdienstgemeinde

Von der Kunst des Sterbens

Dorothea Weltecke / Ich habe mich nie mit dem Verlust eines Freundes abfinden können, der vor Jahren in sehr kurzer Zeit an Magenkrebs gestorben ist. Ich sehe ihn immer noch vor mir, wie er Abschied von mir genommen hat. Und ich bedaure, dass ich vieles nicht gesagt und getan habe und unwiderruflich daran gehindert bin, es noch zu tun. Deshalb über Sterben und Tod aber zu forschen, ist mir bisher nie in den Sinn gekommen. Dabei ist das Nachdenken über den Tod und seine Gestaltung sehr vielfältig.

Es erwuchs vor allem aus der Annahme, dass die Welt der Lebenden und der Toten sehr eng zusammenhängt. Tote hörten durchaus nicht auf zu existieren. Sie waren vielmehr Teil des Lebens. Das hatte tröstliche Seiten, man konnte weiterhin mit ihnen kommunizieren, man konnte um ihre Hilfe bitten, ihren größeren Weitblick nutzen, die Beziehung mit ihnen fortsetzen. Ob in Japan, in afrikanischen Kulturen oder in den mittelalterlichen Gesellschaften Europas, die Verstorbenen gehörten immer dazu. Freunde und Verwandte, aber auch ganze soziale Gruppen, wie die Mönche in den Klöstern des mittelalterlichen Europas, wurden mit Geschenken und Privilegien versehen, damit sie diese Gemeinschaft pflegten.

Aber die Gegenwart der Toten war nicht harmlos. Wenn sie in die

Welt der Lebenden einbrachen, konnten sie zu einer furchtbaren Bedrohung werden. Menschen gestalteten daher die für sie sehr durchlässige Grenze zwischen dem Leben und dem Tod mit größter Sorgfalt und stellten an ihren Toren und Übergängen Wächter auf – lebende Wächter oder Skulpturen.

Die kunstvollen Riten der Behandlung des verstorbenen Körpers, ihre Reinigung, die unterschiedlichen

Sterben als eine Reise vor. Dafür wurden die Verstorbenen gut gerüstet begraben, in Reisekleidern, in ihrem kostbarsten Wagen etwa, mit Proviant, mit ihren liebsten Dingen und Tieren (oder auch Menschen) und mit allem anderen Notwendigen. Sie wurden so gut versorgt, dass sie nicht wieder zurückkehren wollten.

Um sich aber losreißen und sich zum Fortgehen wenden zu können, mussten bestimmte Bedingungen erfüllt sein. Von Men-

schen, die jung und gewaltsam aus dem Leben gerissen wurden, die unerfüllte Beziehungen, jungfräuliche Verlobte, kleine Kinder oder Aufgaben zurückließen, nahm man an, dass sie sich schwerer taten, die Welt der Lebenden in Ruhe zu lassen. Die Gemeinschaft versuchte deshalb, den Sterbenden auch in diesen Dingen zu helfen und ihre Angelegenheiten zu regeln. Seit den großen Pest- und Kriegszeiten im späten Mittelalter und der Frühen Neuzeit entwickelte sich in Europa eine immer ausgefeiltere „Kunst des Sterbens“.

Sie gestaltete, was immer der Unkontrollierbarkeit des plötzlichen, gnadenlosen Todes an Gestaltungsmöglichkeiten noch abgerungen werden konnte: Das Trösten der verzweifelten Sterbenden durch eigens geschulte Helfer und Geistliche, die gegenseitige Vergebung am Totenbett, die Übernahme von offenen Rechnungen und Aufgaben des Sterbenden. Und noch ein anderes:



Weisen ihn zu tragen und zu kleiden, die Bestattungsformen, schließlich ihre Versorgung mit Nahrung, das (respektvolle) Reden von ihnen und mit ihnen, all das diente dem Zweck, die Sterbenden friedlich in den Tod zu begleiten und sie in ihrer neuen Existenz gut und zufrieden aufgehoben zu wissen.

Viele Kulturen stellten sich das

Die Verstorbenen mochten unter anderem vor ihrer Reise in die Welt der Toten zurückscheuen, weil mit dem Tod die schwerste Aufgabe von allen auf sie wartete. In vielen Kulturen hatten die Verstorbenen Prüfungen zu bestehen über einen Gegenstand, an dem sie meistens – in manchen Kulturen war das durchaus möglich – nichts mehr nachträglich bessern konnten. Jetzt wurde ihr Leben geprüft. Aber jetzt galten andere, sehr viel strengere Kategorien als in der Welt der Lebenden, in denen ethische Regeln bisweilen außer Kraft gesetzt werden dürfen oder auch müssen. Bestürzend klar wird diese Rigorosität und Unentrinnbarkeit bei-

spielsweise in der ägyptischen Mythologie: Eine gestrenge und unbestechliche, tierköpfige Kommission legt das Herz des Verstorbenen auf eine Waage, während er selbst bangend und ohne den Teil des Körpers, der seine Identität ausmacht, darauf wartet, wohin sie sich neigt ...

Aus diesen beiden Gründen war die Kunst des Sterbens immer zugleich auch eine Kunst des Lebens, mit der Betonung auf beiden Wörtern: Es war eine reiche und vielfältige Kunst, denn der Mensch gestaltete den Tod und das Leben der Toten in Bildern, Mythen und Gebäuden. Barocke Bilder mit Schädeln und Sanduhren oder die Grabmonumente in

manchen Berliner Kirchen sind Beispiele dafür. Und andererseits war es eine Form des Lebens, an die Kategorien, die im Augenblick des Todes gültig werden, zu denken und die Beziehungen in dieser Welt im Angesicht des Todes zu gestalten.

Wer Tote zu beklagen hat, versteht instinktiv, warum sich die Vorstellung von der Gegenwart der Toten und von dem Nutzen der Kunst des Sterbens über so viele Jahrtausende in ihren vielfältigen Formen gehalten hat. Ich war damals nicht dabei, aber es tröstet mich, dass sie, die bis zuletzt mit ihm waren, mir erzählt haben, dass es ein guter Abschied gewesen ist.

Museum für Sepulkralkultur

Das Museum mit dem unaussprechlichen Namen ist eines von sieben Museen, die sich ausschließlich mit Sterben, Tod, Bestatten und Erinnern in der Gesellschaft beschäftigen.

Mitten in den Weinbergen gelegen, bietet das Museum einen phantastischen Blick über den südlichen Teil Kassels und bringt Licht ins Dunkel der düsteren Themen. Fest verwurzelt auf der Erde ermöglicht es den Besuchern einen ehrlichen Blick auf Leben und Sterben.

Die Erläuterungstafeln in der Dauerausstellung können durchaus als Lebenshilfe verstanden werden: „Trauern ist keine Krankheit. Erst unter ungünstigen Bedingungen kann Trauer krank machen. Aus den Ritualen unserer Vorfahren können wir lernen, dass eine gelungene Trauerarbeit mit dem öffentlichen Bekennen und Aussprechen des Verlustes beginnt.“

Den Besuchern wird die Möglichkeit zur Selbsterfahrung gegeben, auch im Angesicht des Todes aktiv leben zu können. Den Ausgang des Museums zielt eine Schrift in Glas: „Leben Sie wohl“.

**Das Museum für
Sepulkralkultur**

**Weinbergstr. 25–27,
34117 Kassel
Aktuelle Informationen unter:
www.sepulkralmuseum.de oder
der Telefonnummer
0561 / 91 89 30**

Grabskulptur



Leben bis zuletzt: Sterben als Teil meines Lebens

In Würde bis zuletzt leben zu können, Gemeinschaft mit lieben Menschen zu haben, gut versorgt zu werden und seelsorgerlichen Beistand zu haben, das wünschen sich viele Menschen für den letzten Lebensabschnitt.

Mit den Möglichkeiten der modernen Medizin kann der herannahende Tod eines Menschen aufgeschoben werden. Doch kommen ärztliche Maßnahmen irgendwann an eine Grenze. Aus dem Bemühen um Lebensverlängerung kann Leidensverlängerung werden.

Auch Sterbende haben das Recht auf Information und auf eigene Entscheidung. Wo das in der entsprechenden Situation nicht mehr möglich ist, will die Christliche Patientenverfügung eine Wegweisung sein.

Sie will Ärzten, Ärztinnen und Pflegenden helfen, mit ihren Entscheidungen dem Glauben, der Freiheit und der Würde des sterbenden Menschen gerecht zu werden und ihm bis zum Tod mit Achtung zu begegnen und ihn zu begleiten.

Nach christlichem Verständnis bestimmt nicht der Mensch den Zeitpunkt des Sterbens, sondern Gott. Wenn wir über unser Sterben nachdenken, kann uns das helfen, uns zu Gott hin zu öffnen, der unser Leben und Sterben in seinen Händen hält.

Was ist zu tun?

1. Bitte lesen Sie vor dem Ausfüllen die Handreichung zur Christlichen Patientenverfügung, in der Sie wichtige Informationen finden.
2. Versehen Sie die Patientenverfügung mit Ihrem eigenen Namen, Ihrer Anschrift, Ihrem Geburtsdatum sowie mit Ort, Datum und Unterschrift.
3. Für den Fall, dass Sie auch eine Vorsorgevollmacht ausstellen möchten, suchen Sie rechtzeitig und in guten Tagen einen Menschen, zu dem Sie Vertrauen haben, und besprechen Sie sich mit ihm. Versehen Sie die Vorsorgevollmacht mit Name, Geburtsdatum und Anschrift Ihrer Vertrauensperson sowie mit Ort, Datum und Ihrer eigenen Unterschrift.
4. Für den Fall, daß Sie eine Vertrauensperson benannt haben, füllen Sie das Zweitexemplar für die Vertrauensperson aus und geben Sie es ihr zur Aufbewahrung.
5. Legen Sie das Formular der Christlichen Patientenverfügung zu Ihren persönlichen Unterlagen. Wir empfehlen, die Patientenverfügung etwa alle ein bis zwei Jahre durch Ihre Unterschrift erneut zu bestätigen.
6. Tritt die in der Patientenverfügung beschriebene Situation ein, gibt die Faltkarte einen Hinweis auf Ihre Patientenverfügung und gegebenenfalls auf Ihre Vertrauensperson. Vertrauensperson und behandelnder Arzt oder behandelnde Ärztin setzen sich miteinander in Verbindung und beraten – in Ihrem Sinne – über die zu veranlassenden Maßnahmen.

CHRISTLICHE PATIENTENVERFÜGUNG

Handreichung und Formular der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland in Verbindung mit den übrigen Mitglieds- und Gastkirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland 1998

Patientenverfügung

Für den Fall, dass ich nicht mehr in der Lage bin, meine Angelegenheiten selbst zu regeln, verfüge ich:

An mir sollen keine lebensverlängernden Maßnahmen vorgenommen werden, wenn medizinisch festgestellt ist,

dass ich mich im unmittelbaren Sterbeprozess befinde, bei dem jede lebenserhaltende Maßnahme das Sterben oder Leiden ohne Aussicht auf erfolgreiche Behandlung verlängern würde,

oder

dass es zu einem nicht behebbaren Ausfall lebenswichtiger Funktionen meines Körpers kommt, der zum Tode führt.

Ärztliche Begleitung und Behandlung sowie sorgsame Pflege sollen in diesen Fällen auf die Linderung von Schmerzen, Unruhe und Angst gerichtet sein, selbst wenn durch die notwendige Schmerzbehandlung eine Lebensverkürzung nicht auszuschließen ist. Ich möchte in Würde und Frieden sterben können, nach Möglichkeit in Nähe und Kontakt mit meinen Angehörigen und nahestehenden Personen und in meiner vertrauten Umgebung.

Ich bitte um seelsorgerlichen Beistand.
Maßnahmen aktiver Sterbehilfe lehne ich ab.

Ich unterschreibe diese Verfügung nach sorgfältiger Überlegung und als Ausdruck meines Selbstbestimmungsrechtes. Ich wünsche nicht, dass mir in der akuten Situation eine Änderung meines hiermit bekundeten Willens unterstellt wird. Sollte ich meine Meinung ändern, werde ich dafür sorgen, dass mein geänderter Wille erkennbar zum Ausdruck kommt.

Name:

geb. am:

Anschrift:

Ort, Datum:

Unterschrift:

Diese Patientenverfügung wird von mir erneut bestätigt.

Ort, Datum:

Unterschrift

Ort, Datum:

Unterschrift:

Ort, Datum:

Unterschrift:

Vorsorgevollmacht

Für den Fall, dass ich außerstande bin, meinen Willen zu bilden oder zu äußern, benenne ich hiermit als Person meines besonderen Vertrauens:

Frau/Herrn:

geb. am:

Anschrift:

und erteile ihr hiermit Vollmacht, an meiner Stelle mit der behandelnden Ärztin oder dem behandelndem Arzt alle erforderlichen Entscheidungen abzusprechen.

Die Vertrauensperson soll meinen Willen einbringen und in meinem Namen Einwendungen vortragen, die die Ärztin oder der Arzt berücksichtigen soll. Sie darf auch die Krankenunterlagen einsehen und in deren Herausgabe an Dritte einwilligen.

Zu diesem Zweck entbinde ich die mich behandelnden Ärzte oder Ärztinnen und deren nichtärztliche Mitarbeitende gegenüber meiner Vertrauensperson von der Schweigepflicht.

Diese Vorsorgevollmacht ist jederzeit ohne besondere Form widerruflich.

Ort, Datum:

Unterschrift:

Wir empfehlen Ihnen dieses Formular jeweils in zwei Exemplaren (eines für Ihre Vertrauensperson) auszufüllen.

Für den Fall, dass ich

Name:

geb. am:

Straße:

Ort:

Telefon:

nicht mehr in der Lage bin, meine Angelegenheiten selbst zu regeln, habe ich eine Patientenverfügung und ggf. eine Vorsorgevollmacht bei meinen persönlichen Unterlagen und ein Zweitexemplar bei meiner Vertrauensperson hinterlegt.

Ort, Datum Unterschrift

.....

Bitte wenden Sie sich an:
Name der Vertrauensperson:

.....

Straße:

Ort:

Telefon:

Dieses Formular an der gestrichelten Linie heraustrennen und zu Ihren Ausweispapieren legen.

Bitte Doppelseite ausfüllen, heraustrennen und zu Ihren Papieren nehmen

Die verschiedenen Formen der Sterbehilfe

Es hat sich durchgesetzt, unter dem Begriff „Sterbehilfe“ die Erleichterung des Sterbens eines unheilbar schwerkranken Menschen zu verstehen. Wenn es dabei um mitmenschliche oder seelsorgerliche Hilfe im oder beim Sterben geht, empfiehlt es sich, den Begriff „Sterbebegleitung“ zu verwenden. Mit der Forderung eines „menschewürdigen Sterbens“ verbindet sich jedoch oft auch die Forderung, selbst über die Dauer der eigenen Lebenszeit und den Zeitpunkt des eigenen Todes bestimmen zu können. „Sterbehilfe“ wird so nicht mehr als Hilfe im oder beim Sterben, sondern als Hilfe zum Sterben (im Sinne der sog. „aktiven Sterbehilfe“) verstanden. Da der Begriff „Sterbehilfe“ in seiner Vieldeutigkeit immer wieder Anlass zu solchen Missverständnissen gibt, müssen die verschiedenen Formen der Sterbehilfe unterschieden werden:

„Passive Sterbehilfe“ zielt auf ein menschenwürdiges Sterbenlassen, insbesondere dadurch, dass eine lebensverlängernde Behandlung (z. B. Verzicht auf künstliche Ernährung, künstliche Beatmung oder Dialyse, Verabreichung von Medikamenten wie z. B. Antibiotika) bei einem unheilbar kranken Menschen nicht weitergeführt oder gar nicht erst aufgenommen wird. Sie setzt sein Einverständnis voraus und ist rechtlich und ethisch zulässig.

„Indirekte Sterbehilfe“ wird geleistet, wenn Sterbenden ärztlich verordnete schmerzlindernde Medikamente gegeben werden, die als unbeabsichtigte Nebenfolge den Todeseintritt beschleunigen können. Solche indirekte Sterbehilfe wird in Abwägung der ärztlichen Doppelpflicht – Leben erhalten und Schmerzen lindern – für rechtlich und ethisch zulässig gehalten.

„Aktive (oder direkte) Sterbehilfe“ meint die gezielte Tötung eines Menschen, z. B. durch die Verabreichung eines den Tod herbeiführenden Präparates (z. B. Tablette, Spritze, Infusion). Sie ist in Deutschland gesetzlich verboten und wird strafrechtlich verfolgt und zwar auch dann, wenn sie mit ausdrücklicher Zustimmung des Patienten oder der Patientin erfolgt. Die Legalisierung aktiver Sterbehilfe in den Niederlanden und in Belgien lässt die Tötung schwerstkranker und sterbender Menschen in diesen Ländern unter bestimmten Bedingungen zu. Aktive Sterbehilfe ist jedoch mit dem christlichen Verständnis vom Menschen nicht vereinbar.

Beihilfe zur Selbsttötung (sog. „assistierter Suizid“ oder „Freitodbegleitung“) nennt man die Unterstützung eines Menschen bei der Durchführung seiner Selbsttötung. Diese kann durch die Beschaffung tödlich wirkender Mittel erfolgen oder auch durch die Anleitung zu ihrer Handhabung. Sie ist nicht nur auf die unmittelbare Sterbephase beschränkt, sondern findet oft schon nach der Diagnose einer schweren Erkrankung oder der Prognose eines belastenden Krankheitsverlaufes statt. Die Beihilfe zur Selbsttötung, die in manchen Ländern (z. B. Schweiz) von sog. Sterbehilfe-Organisationen praktiziert wird, ist ethisch äußerst fragwürdig. Wer Beihilfe leistet, akzeptiert im konkreten Fall den Suizid, er bejaht die Motive und die Gründe. Insofern erstreckt sich die Verantwortung der Beihilfe nicht bloß auf die Bereitstellung des Mittels, sondern auch auf die voraussehbare Folge, d. h. die Tötungshandlung selbst. Wer das Mittel zur Verfügung stellt, trägt Mitverantwortung an dem Suizid. Beihilfe zum Suizid entspricht ethisch der von uns verworfenen aktiven Sterbehilfe. In den „Grundsätzen der Bundesärztekammer zur ärztlichen Sterbebegleitung“ von 1998 heißt es: „Die Mitwirkung des Arztes bei der Selbsttötung widerspricht dem ärztlichen Ethos und kann strafbar sein.“

Mitgefühl

Tod und Sterben aus buddhistischer Sicht



Wilfried Reuter

Wilfried Reuter / Es geht uns allen so: Immer wieder erleben wir Schwierigkeiten. Unser Körper wird alt, wir haben mit Krankheiten zu tun, irgendwann werden wir sterben. Wir werden getrennt von lieben Menschen und wir haben uns auseinanderzusetzen mit Menschen, die wir nicht mögen. Oft bekommen wir das, was wir nicht wollen. Und das, was wir wollen, bekommen wir oft nicht. Wenn wir mit Ärger, Depression oder Resignation auf diese Umstände reagieren, wird unser Leben noch schwieriger. Können wir jedoch auf Schwierigkeiten mit Mitgefühl reagieren, so wird unser Leben leichter.

Was bedeutet Mitgefühl?

Mitgefühl bedeutet eine Herzqualität der Verbundenheit und Zuneigung, ein Sicheinlassen bedeutet „mit Gefühl teilnehmen“.

Mitgefühl bedeutet nicht Mitleid. Wenn ein Mensch leidet und ein weiterer mitleidet, dann leiden zwei. Das wird keine Hilfe sein. Wenn jedoch ein Mensch leidet und ein weiterer Mitgefühl empfindet, dann wird sich dieser um Verständnis und Linderung bemühen.

Mitleid ist passiv und führt leicht zu Mit-Versinken. Mitgefühl ist aktiv und engagiert sich. Mitgefühl ver-

sucht, die Ursachen des Leidens zu verstehen und wenn möglich zu beseitigen sowie die Folgen zu lindern. Verstehen heißt dabei nicht, negatives Verhalten zu dulden. Handlungsweisen aus Mitgefühl sind aber nie aggressiv oder verletzend. Wir üben Mitgefühl zuerst mit uns selbst, dann mit anderen Wesen. Je besser wir unsere eigenen Schwierigkeiten verstehen, desto eher verstehen wir auch die der Anderen.

Mitgefühl fragt nicht nach den Schuldigen der Schwierigkeiten. Mit Gefühl im Herzen beschuldigen wir weder uns selbst noch andere. Mitgefühl kümmert sich nicht um Hautfarbe, Herkunft, Nationalität oder Vernunft. Mitfühlend stellen wir zunächst nur eine Frage: Wie können wir die Last verkleinern? Manchmal führt Mitgefühl zur tatkräftigen Hilfe, manchmal zeigt es sich in ganz einfachen Gesten.

„Herz öffnen – Verstehen – Nicht-beurteilen – „Handeln“ – dies ist die „Kurzformel“ für Mitgefühl.

Wie können wir Mitgefühl stärken? Der erste Schritt, Kummer, Angst, Schmerz in uns selbst oder anderen wahrzunehmen. Innehalten, wahrnehmen, sich öffnen – das ermöglicht Aufkeimen von Mitgefühl. Zudem können wir uns an grundsätzliche Gemeinsamkeiten erinnern: Wir alle wünschen uns Gesundheit und Zufriedenheit und menschliche Wärme. Und wir alle haben Angst vor Schmerzen, Einsamkeit und Ablehnung. Viele fürchten sich vor Sterben und Tod. Indem wir uns diese und andere Gemeinsamkeiten bewusst machen, wird unser Mitgefühl wachsen. Auch indem wir uns erinnern, wie wir selbst uns fühlen, wenn wir von anderen Menschen gütig und nachsichtig behandelt werden, wird unser Mitgefühl gestärkt.

Die Entwicklung von Mitgefühl trägt viele Früchte: Angst, Ärger, Abneigung werden sich in dem Maß verkleinern, indem unser Mitgefühl wächst. Umso mehr wir mitfühlendes Verständnis entwickeln, umso weniger werden wir uns einsam oder verloren fühlen. Wir werden innere Ruhe und Stabilität erleben und eine Verbundenheit zu unserer Umwelt, die nicht mit Bedingungen verknüpft ist: Dies wird uns und anderen helfen.

Zwischen Zeit und Ewigkeit

In Memoriam E.M.B.

Lisa Freund / Gretas letzte Stunden. Ich fahre zu einem Möbelmarkt mitten ins Zentrum von Berlin auf der Suche nach einigen Einrichtungsgegenständen. Es ist Samstag; ein heißer Septembertag. Ich quäle mich durch das Straßengewirr, die Knäuels an den Ampeln, die hetzenden Menschen mit Einkaufstüten und -taschen, bin misslaunig. Da sehe ich Greta vor meinem geistigen Auge, als ich gerade in den Möbelhof einbiege, und eine innere Stimme sagt mir: Geh zu ihr! So lenke ich mein Auto ohne nachzudenken um und fahre zu einem großen Berliner Krankenhaus. Mein Ziel ist die Palliativstation.

Greta liegt dort seit wenigen Tagen. Es war nicht mehr möglich, ihre Pflege zu Hause rund um die Uhr zu gewährleisten. Tapfer hatte sie sich acht Jahre lang mit ihrem Brustkrebs herumgeschlagen, etliche Chemotherapien hinter sich gebracht und mit unerschütterlicher Überzeugung bis kurz vor ihrem Tod noch eine Strahlenbehandlung über sich ergehen lassen. Das letzte Lebensjahr ist ihr schwerstes. Nicht alle körperlichen Schmerzsymptome sind kontrollierbar. Der Abschied von dieser Welt ist nicht leicht: die geliebte Katze kommt zu einer Freundin, persönliche Unterlagen sortiert sie mit exzessiver Gründlichkeit, alles Überflüssige wandert in den Reißwolf: blaue Müllsäcke voller systematisch zerschnittelter Lebensgeschichte. Am Ende ihres Lebens sind die Akten- und Bücherregale kaum noch belegt. Sie verschenkt Haus-

haltsgeräte, bereitet die Menschen, die ihr nahe stehen, einfühlsam darauf vor, dass sie bald nicht mehr da sein wird. Sie behält bis kurz vor ihrem Tod das Heft in der Hand. Die letzten Wochen braucht sie ein Sauerstoffgerät, das hilft beim Atmen. Dennoch, das Rauchen gibt sie erst wenige Tage vor ihrem Lebensende auf. In diesem Jahr feierte sie ihren 50. Geburtstag – es war ihr letzter.

Ich öffne die Tür zu ihrem Kran-

kenzimmer, da liegt sie entspannt und sehr schwach, in einem Körper der abgemagert ist, die Wangen sind eingefallen, das Gesicht ist ein wenig wächsern, sie ist sehr blass. Die großen braunen Augen schauen unendlich liebevoll in diese Welt. Ihre Zartheit und die Atmosphäre von vollkommenem Geborgensein in ihrer Nähe berühren mich tief. Allein liegt sie da. Aus dünnen Schläuchen tropft Nährflüssigkeit in die Venen. Hinter

dichten weißen Gardinen vor einer großen Fensterfront liegt eine kleine Terrasse mit Rasenstreifen, von Büschen umsäumt. Üppig ist das Grün. Still ist der Raum. Ein Einzelzimmer, wie es in Palliativstationen üblich ist. Es ist geräumig und schön gestaltet, dennoch herrscht Krankenhausatmosphäre. Du wolltest zu Hause sterben, nicht hier, denke ich. Greta sagt mit schwacher Stimme: „Es ist o.k., dass ich hier bin.“ Sie kann meine Gedanken lesen.

Es ist unendlich anstrengend für sie, einen Satz zu formulieren. Dazu muss sie den Geist ordnen, sammeln, Gedachtes in Sprache übersetzen und in Worte formen, die Klang haben.

Am Ende meines Weges

Am Ende meines Weges ist ein tiefes Tal.
Ich werde nicht weiter wissen.
Ich werde mich niedersetzen und
verzweifelt sein.

Ein Vogel wird kommen und über das Tal
fliegen, und ich werde wünschen,
ein Vogel zu sein.

Eine Blume wird leuchten jenseits
des Abgrundes, und ich werde wünschen,
eine Blume zu sein.

Eine Wolke wird über den Himmel ziehen,
und ich werde eine Wolke sein wollen.

Ich werde mich selbst vergessen.
Dann wird mein Herz leicht werden
wie eine Feder, zart wie eine Margerite,
durchsichtig wie der Himmel.

Und wenn ich dann aufblicke,
wird das Tal nur ein kleiner Sprung sein
zwischen Zeit und Ewigkeit.

Indianische Weisheit



Das ist ein diffiziles Unterfangen, wenn Geist und Körper sich gerade auflösen. Dazu gehört viel Willenskraft und Disziplin. Beides hatte sie immer in diesem Leben: Greta, eine starke Frau, die das, was andere als Stärke bewundern, als selbstverständlich ansieht. Sie sinkt in ihr Kissen, schließt die Augen, atmet, schöpft Kraft. Ihr Bewusstsein gleitet davon, dann öffnet sie die Augen und für einen Moment ist sie wieder da.

Ich nehme ihre Hand und streichle sanft ihr Gesicht, küsse sie, neige meinen Kopf zu ihr, um Wange an Wange in Innigkeit mit ihr zu verschmelzen. Wir sind uns nahe, und das tut gut. Später löse ich mich von Greta und setze mich auf den Stuhl neben das Bett. „Du rauchst nicht mehr.“, sage ich scherzhaft. „Ja, so weit ist es mit mir schon gekommen.“, antwortet sie mit einem Schuss Sarkasmus in der gebrochenen Stimme. Ich sitze schweigend, mit lächelndem Herzen an ihrer Seite in Ruhe, innerlich versunken in die Stimmung von Leichtigkeit und Frieden im Raum. „Ich habe keine Angst vorm Sterben“, sagt sie leise. Sie sieht zufrieden aus. Es folgen wieder Momente geistiger Abwesenheit. Dann hält sie mir etwas hin, ein zerrissenes Foto, und sagt, „Ich habe es ge-

schaft“. Tränen füllen meine Augen. Ich frage: „Hast Du vergeben können?“ Mit dem Anflug eines schalkhaften Lächelns antwortet sie: „Ja.“ In dieser Handlung hat sie erlöst, was sie ein Leben lang gequält hat, sozusagen im letzten Moment. Sie wird in der kommenden Nacht sterben. Klarheit wechselt mit langen Phasen geistiger Zurückgezogenheit. Sie steht an der Schwelle zwischen den Welten und dies mit großer Würde. Es ist nichts dabei, was Angst macht, sie ist mitten im Sterbeprozess, hat ihr Schicksal angenommen, eingehüllt in ein Energiefeld aus Mitgefühl, Liebe und Frieden. Es ist ein Geschenk, wertvolle Augenblicke mit ihr teilen zu dürfen.

Ich werde eine meiner besten Freundinnen verlieren, das tut weh. Zugleich ist in meinem Herzen die Botschaft: „Es ist in Ordnung, dass Du gehst. Du bist Teil meines Lebens, hast Spuren in mir hinterlassen. Mir bleibt die Erinnerung an all den inneren Reichtum, den du hinterlässt, an das Zusammensein mit Dir in guten und in schweren Zeiten, an die Kraft in deinem Sein, an das Lernen mit dir, besonders in den letzten Monaten. Du hast mich gereift.“

Alles ist vergänglich, Greta geht, auch ich werde gehen. Dennoch, es

geht nicht alles. Der Körper verfällt, er löst sich auf, so wie bei Greta, jetzt. Der Körper löst sich auf und gibt den Geist frei. Dafür durchwandern wir leidhafte Erfahrungen, die nötig sind, damit die Seele Flügel bekommen kann.

Greta befand sich im Auflösungsprozess kurz vor ihrem Tod. Besonders deutlich war, dass ihr Bewusstsein mehr und mehr nach innen kippte und die Orientierung an der Außenwelt ihr schwer fiel. Da sie eine Frau war, gewohnt auch in schwierigsten Situationen diszipliniert und kontrolliert zu sein, gelang es ihr unter den Umständen ihrer Krankheit – trotz einer Gehirnmastase – noch mit mir zu kommunizieren. Sie mobilisierte dazu ihre ganze Lebenskraft. Während ihr Geist und ihre Sinne zwischen den Welten pendelten, gab es Momente von Klarheit. Später versank sie mehr und mehr in ihrer Erfahrungswelt, der sie flüsternd Gestalt gab. Was sie innerlich sah, war jetzt ihre Wirklichkeit. Ich verstand sie nicht mehr.

Wir etikettieren dies als Verwirrung, weil die Ordnung der Dinge im Rahmen der strukturgebenden Konstruktion von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf der Zeitschiene

für uns durcheinander gerät. Ich glaube, die inneren Prozesse haben ihre eigene Logik. Es findet auf der psychischen Ebene Verarbeitung statt, vielleicht auch Er-

lösung von Leiden. Was wie ein Persönlichkeitsverlust aussieht, kann ein Selbstfindungsprozess sein. Der Geist macht sich bereit, reinigt sich für die große Reise in eine körperlose Dimension. So gesehen, ist die Sterbende in einem Heilungsprozess. Während der Körper verfällt, strebt der Geist, die feinstoffliche Energie, nach der Verschmelzung mit seiner/ihrer ureigensten Natur. Damit dies möglich ist, will der Geist die Verdunklungen, die wie Schatten über dem eigentlichen Kern liegen, auflösen. Dies drückt sich äußerlich oft in Form von Verwirrung aus und beinhaltet eigentlich das Streben nach Klarheit.

Gretas innerster Kern ist unberührt von den äußeren Prozessen des Verfalls. Er ist unsterblich, genauso wie meine innerste Natur und die aller fühlenden Wesen.

Mit offenem Herzen können wir uns in diesem Raum, in dem alles mit allem verbunden ist, begegnen. Genau hier betreten wir die Brücke in die Unsterblichkeit. In diesem Raum



Trost durch Nähe

erfährt der Schmerz des Verlustes eine Transformation in Liebe, und zwar in der Präsenz des Todes. In diesem Sinne ist der Tod ein Spiegel unserer Vergänglichkeit und unserer Unsterblichkeit. Die eine Seite ist mit Leiden verbunden, die andere Seite verkündet eine Botschaft von unermesslicher Liebe, Freude und grenzenlosem Mitgefühl auf der Grundlage einer feinen Ausgewogenheit, die aus dem Ruhen in der Mitte kommt.

So betrachtet, verliert der Tod etwas von seinem Schrecken. Es wird spürbar, dass er eine grandiose Möglichkeit zur Wandlung bietet. Wir können ihm jetzt mit Würde, vielleicht mit Staunen, Neugierde begegnen und die Lernchance nutzen. Wenn wir Widerstand gegen Sterben und Tod zunächst liebevoll als Teil unserer persönlichen Angst annehmen, dann entsteht der Raum, die Abwehrhaltung umzuwandeln in eine Haltung des Respekts bis hin zur Annahme des Unvermeidlichen, auch

des Leidens im Sterben. Gelingt dies, finden wir im Tod Frieden, weil wir das Potenzial unserer Unsterblichkeit erfahren. Ich möchte

abschließen mit einer humorvollen Weisheit:

*Grabinschrift auf einen Floh
Hier liegt der springende Punkt
[Anfried Astel]*

Lisa Freund ist praktizierende Buddhistin und ist seit 10 Jahren in der Berliner Hospizbewegung engagiert. Sie begleitet Sterbenskranke und leitet Fortbildungen zum Thema emotionale und spirituelle Sterbebegleitung.

**Empfehlenswerte
Bücher:**

***Sogyal Rinpoche,
Das tibetische Buch vom
Leben und vom Sterben,
Barth Verlag***

***Geshe Thubten Nagwang,
Glücklich leben – friedlich sterben,
hg. vom Tibetischen Zentrum
Hamburg e.V., dharma edition***

***Christine Longaker,
Dem Tod begegnen und Hoffnung
finden, Piper-Verlag***

Der Sterbeprozess und seine Phasen

Sterben ist oft ein langer Weg. Auf diesem Weg legen Sterbende verschiedene Wegstrecken zurück. Die erste entscheidende Wegstation ist die Wahrheitsvermittlung: Der Todkranke erfährt von der Ausweglosigkeit seiner Situation. Die Sterbeforscherin Frau Kübler-Ross hat aufgrund eingehender Beobachtungen und Gespräche fünf Stadien des Sterbevorgangs beschrieben:

1. DIE VERNEINUNG DER TODESWAHRHEIT

Die Wahrheit wird nicht angenommen, die Situation verleugnet, der Tod verneint. Der Verdrängungsmechanismus setzt ein. Das kann so weit gehen, dass der Kranke ungewohnte Aktivitäten entwickelt, z.B. neue Kleidung kauft oder Reisen plant. Es kann aber auch zu einem inneren Rückzug kommen, mit der Tendenz der Isolierung und Entfremdung. Der Todkranke denkt den Tod voraus, leugnet aber weiterhin die tödliche Bedrohung. In diesem Zustand der Verneinung erübrigen sich alle Ansätze der Wahrheitsvermittlung.

2. AUFLEHNUNG

Protest, Ärger, Aggression, Hader mit „Gott und der Welt“ gipfeln in der Frage: Warum ich? Warum ausgerechnet ich? Wut und Zorn entladen sich gegen sich selbst, gegen den kranken, gebrechlichen Körper, gegen die Umwelt. Misstrauen entwickelt sich gegenüber Ärzten und Angehörigen, die mehr wissen als sie sagen und einen hinteren Licht zu führen versuchen. Diese „negativen Gefühle“ müssen zur Sprache gebracht werden. Selbst Zornesausbrüche gegenüber nahestehenden Menschen, auch gegenüber Gott, sollten auf diesem Hintergrund verständnisvoll aufgenommen werden. Mit der Auflehnung gegen das Unabwendbare geht die Suche nach einem Sündenbock einher.

3. VERHANDELN MIT DEM SCHICKSAL

Der Todkranke kann seine Situation noch nicht annehmen; er hadert nach wie vor mit seinem Schicksal. Er versucht, mit seiner Umgebung – den Ärzten, Pflegern und Schwestern, nicht zuletzt mit Gott – zu verhandeln, um sein Schicksal abzuwenden oder zumindest eine „Gnadenfrist“ zu erreichen. Vergleichbar dem Verhalten eines Kindes, verspricht er Besserung und „Liebsein“ um den Preis einer Lebensverlängerung. Hinter der Maske anbiedernder Vertraulichkeit und gleichmütiger Leutseligkeit verbirgt sich oft tiefe Not. In dieser Zeit sind behutsame Gespräche von besonderer Bedeutung, damit der Todkranke allmählich aus dem Stadium des „Nicht-wahr-haben-Wollens“ herausfinden kann.

4. DEPRESSION UND MUTLOSIGKEIT

In diesem Zustand der Mutlosigkeit sieht der Todkranke keinen Ausweg mehr. Das Leben ist vorbei, alles scheint verloren. Eine trostlose Traurigkeit überfällt ihn angesichts des endgültigen Verlustes seines Lebens. Der Todkranke zieht sich zurück, verschließt sich dieser Welt, weist Besucher ab. Er will nur noch einige wenige Menschen um sich haben. Seine Depression bleibt nicht ohne Auswirkungen auf die Familie. Auch die Angehörigen können in einen depressiven Zustand verfallen. Für sie ist das abwehrende Verhalten des Todkranken fast unerträglich. Selbst wenn ein offenes Gespräch jetzt unmöglich erscheint, müssen sie dem Sterbenden gerade in dieser Situation nahebleiben, damit er sich nicht resignierend völlig aufgibt.

5. ANNAHME ODER BEJAHUNG DES TODES

Der Sterbende ist nun soweit, dass er den Tod mehr oder weniger akzeptieren kann. Der eine ergibt sich erschöpft in sein Schicksal, der andere geht nun bewusst den letzten Schritt, ausgesöhnt mit Gott und der Welt. Das kann zu einer inneren Gelassenheit führen, die das Leben nicht mehr krampfhaft festhalten will, sondern es mehr und mehr loslassen kann. Der Todkranke kann nun in Frieden sterben. Für die Angehörigen ist es wichtig, diese letzte Stunde mitzuerleben, um selbst zur inneren Ruhe zu gelangen und sich bei aller Trauer doch getröstet zu wissen.

Nicht jeder Sterbevorgang verläuft in den beschriebenen Stadien. Nicht jeder Sterbende durchlebt sie in dieser Reihenfolge, und nicht alle erreichen das letzte Stadium. Unkenntnis, Unsicherheit und Ängste bei allen Betroffenen verhindern in vielen Fällen das mutige Fortschreiten auf diesen letzten Wegstationen.

Wir danken dem Kösel-Verlag für die Nachdruckgenehmigung dieser Passage aus dem Buch: Denn sie werden getröstet werden, Das Hausbuch zu Leid und Trauer, Sterben und Tod, Hrsg. Peter Neysters und Karl Heinz Schmitt, München 1993



Abschied

Wenn der Anfang das Ende ist

Über den schwierigen Umgang mit dem Tod
des eigenen Kindes vor der Geburt

Matthias Zuber / Gegen die sterile Kälte des Raumes helfen die warmen, freundlichen Worte in ihrem Ohr nicht. Ihr Nachhall klingt verräterisch nach Lüge. Draußen ist es dunkel. Nacht. Etwa drei Uhr. Das gedämpfte Licht im Raum bestätigt ihre Vermutung, dass hier eigentlich etwas im Dunkeln bleiben soll. Auch das Fluoreszieren des Monitors, der wohl dazu bestimmt ist, so etwas wie rationale, wissenschaftliche

Transparenz und Wirklichkeit in das fensterlose Zimmer zu bringen, kann sie nicht täuschen. Obwohl sie unter Schock steht und ein Gefühl der Leere bemerkt, das sich vom Bauchraum aus bis in den letzten Winkel ihres Gehirns vorfrisst, hat sie doch eine seltsam klare Wahrnehmung – gerade für Details. So sieht sie im Vorbeigehen, dass auf einer der Computertasten statt Zeichen und Buchstaben ein nackter Frauenkörper als Strichmännchen abgebildet ist. Mit schwarzen Linien auf sandfarbenem Grund. Sie empfindet die Taste als deplatziert und sexistisch. Das Papier auf der grauen Behandlungsliege mit den silberglänzenden Beinen saugt ihr gierig



Giotto di Bondone,
Arenakapelle: Beweinung (Detail), 1304-1306

den Schweiß vom nackten Rücken. Die Ärztin sitzt zwischen ihr und dem Ultraschallgerät und beginnt mit der Untersuchung, drückt Tasten, während sie, die Schwangere, die ganze Zeit, seit sie das Krankenhaus betreten hat, weiß, dass das Kind in ihrem Bauch tot ist.

Birte Sander [1] ist 35 Jahre alt, studiert evangelische Theologie und arbeitet als Sozialpädagogin. Das Kind in ihrem Bauch hat bereits einen Namen: Jens [2]. Jens ist ein Wunschkind – ihr Wunschkind. Es war ein langer schmerzvoller Prozess, sich gemeinsam mit ihrem Freund auf einen Zeitpunkt zu einigen, Vater und Mutter zu werden, und überhaupt darauf,

ein eigenes Kind zu bekommen. Der Mann, mit dem sie seit etwa zehn Jahren zusammenlebt, hat bereits einen zwölfjährigen Sohn aus einer anderen Beziehung. Der Junge lebt abwechselnd bei ihnen und bei seiner leiblichen Mutter. Manchmal hat die Schwangere das Gefühl, dass sie ihren Freund zu dem Kind nur überredet hat. Die beiden streiten oft und heftig. Birte legt dann immer wieder die Hände auf ihren Bauch und entschuldigt sich bei Jens für all den Stress und die Traurigkeit, die er neben den Nährstoffen über die Nabelschnur abbekommt.

Die Ärztin fragt Birte durch das monotone Rauschen des Ultraschallgerätes, ob sie in letzter Zeit Blutungen gehabt hätte. In diesem Moment meint Birte Sander ein lautes Klicken in ihrem Kopf zu hören. Sie erinnert sich an die Blutung vor einer Woche und weiß plötzlich, dass das ein Blasenprung war. Daran ist ihr Kind gestorben. Birte fühlt erst einmal gar nichts. Sie hört auch nicht mehr, was die Frau in Weiß neben ihr sagt, als hätte jemand beim Fernsbild den Ton abgestellt. Pause. Sie merkt wie

sie gleichmäßig atmet und darauf wartet, wie der Film weitergeht und welche Worte als nächstes zu hören sein werden. Als hätte das alles gar nichts mehr mit ihr zu tun. „So, das war meine letzte Chance“, sagt eine Stimme in ihrem Kopf. Ihr ist, als hätte man ihr den Boden unter den Füßen weggerissen. Alles, was sie an Visionen und Bildern hatte, ist schlagartig weg. Das Klischee der harmonischen Familie aus der Margarine-Reklame, die Erwartungen an das Leben mit Kind, an die Beziehung – plötzlich ausgelöscht, verschwunden in einem tiefen, dunklen Loch. Langsam wird wieder der Ton der Ärztin eingeblendet, die sagt, dass man die Geburt einleiten müsse. Geburt? Birte fällt ein, dass das englische Wort für Totgeburt „stillbirth“ heißt. Stille Geburt. Es wird keinen ersten Schrei des Neugeborenen geben.

Nach anfänglichen Schwierigkeiten in der Schwangerschaft und einer einmonatigen Bettruhe meint ihr Gynäkologe, dass Birte ruhig wieder arbeiten gehen könne. Eine Schwangerschaft sei ja schließlich keine Krankheit. Zwar hat sie noch Schmerzen im Unterleib, will aber nicht zimperlich sein, und vielleicht gehört das zu einer Schwangerschaft ja auch dazu. Schließlich ist es ihre erste und sie kann auf eigene Erfahrungswerte nicht zurück greifen. Nach einer Woche fühlt sie sich wieder gut, glaubt, dass sie und Jens über den Berg sind. Die Blutung kurz darauf nimmt sie nur am Rande wahr, verdrängt sie, will sich dieses zum ersten Mal positive Schwangerschaftsgefühl nicht kaputt machen lassen. Dann irgendwann in der Nacht, eine Woche später, wacht sie auf mit dem Gefühl, dass etwas in ihr nicht stimmt. Das Gefühl verdichtet sich zur Panik. Sie fährt ins Krankenhaus und liegt jetzt in diesem Raum. Die durch Medikamente künstlich eingeleiteten Wehenschmerzen schütteln ihren Körper, der das Kind noch nicht loslassen

will. Eine Schwester fragt durch den Nebel aus Wehen- und Schmerzmitteln, ob Birte ihr Kind nach der Geburt sehen möchte. Für Birte ist es in diesem Moment unvorstellbar, das als letztes Bild von ihrem Jungen zu haben: Jens so ganz blutig und unter diesen Umständen geboren. Und irgendwie hat sie auch Angst. Sie schüttelt energisch den Kopf.

Später in ihrem Krankenzimmer, als sich der Dunst aus Narkotika langsam verzieht und sie den Krankenhausalltag wahrnimmt, wie sich die Schwestern freundlich um ihr körperliches Wohl bemühen, jedoch jede Bemerkung über den Grund ihres

**Was ist der Grund, mein Kind,
dass du mir dieses getan hast?**

**Ich habe mich so bemüht,
gut zu sein, als du zu mir kamst,
um mich zu deiner Mutter
zu nehmen.**

**Sieh dir all dein Spielzeug an!
Was ist der Grund,
dass du mich verlässt, mein Kind;
Ist es, dass ich dir etwas angetan
habe, mein Kind;**

**So wie ich zu dir war, mein Kind?
Ich will es nächstes Mal besser
machen, wenn du zu mir zurück-
kommst, mein Kind.**

**Bitte, werde nur sofort gesund
an dem Ort, wohin du jetzt gehst.
Sobald du gesund bist, bitte,
komm zu mir zurück, mein Kind.**

**Bitte, bleibe nicht dort.
Bitte, habe Mitleid mit mir,
die deine Mutter ist,
mein Kind.**

**(Gebet einer Kwakiutl-Mutter für
ihr totes Kind)**

Hierseins peinlichst zu vermeiden suchen, als sei das alles nicht geschehen, wird ihr klar, was sie als Lüge empfand, als sie die Klinik in der Nacht betreten hatte. Sie versteht nun plötzlich ihre eigene Vermutung,

„dass hier eigentlich etwas im Dunkeln bleiben soll“. Zwischen all den Maschinen und dem medizinischen Fachwissen bleibt eine Wahrheit vollkommen ausgespart. Sie wird nicht abgebildet auf dem Monitor des Ultraschallgerätes. Dabei ist sie viel realer als die Handgriffe der Ärztin, der Hebammen, der Schwestern. Es ist der tiefe, bleibende Schmerz der Frau. Ihr Schmerz. Gegen den auch keine Medikamente helfen. Sie liegt in ihrem Bett. Das weiße Laken spannt über ihrem Bauch, der ihr plötzlich nutzlos leer und krank erscheint. Sie hat geweint. Ihr Freund ist inzwischen gegangen. Sie ist froh darum, da ganz unterschiedliche Gefühle sie überrennen. Schuld. Die Schuld ihres Lebenspartners, der das Kind nicht wirklich gewollt hat – wie sie ihm jetzt unterstellt. Ihre Schuld. Sie hätte auf ihre innere Stimme hören, im Bett bleiben, nicht mehr zur Arbeit gehen sollen. Und all der Stress. Sie glaubt, sie hat das kleine, schutzlose Wesen überfordert. Ohnmacht. Ja, am schlimmsten empfindet sie die Ohnmacht, nichts mehr für ihr Kind tun zu können, hier zu liegen mit dem nutzlosen Bauch, dem ganzen nutzlosen Körper, der isst, trinkt und ausscheidet, aber nichts Lebendiges hervorbringt. Sie weiß, dass sie das Chaos in ihrem Kopf ordnen, gegen die lähmenden Gedanken angehen, aktiv werden muss.

Sie beschließt, dass Jens beerdigt werden soll, obwohl er unter 500 Gramm wiegt und damit als Fehlgeburt nicht unter die gesetzliche Bestattungspflicht fällt. Zwar bietet das Krankenhaus an, auch die Babies und Föten unter 500 Gramm in Sammelbeerdigungen zu bestatten, aber nur zwei Mal im Jahr. Die nächste Beisetzung ist jedoch erst wieder in einem knappen halben Jahr geplant. Das ist Birte zu spät. Ihr ist die Vorstellung unerträglich, dass ihr Kind so lange in einem weiß gekachelten Raum in einem Gefrierfach oder in Formaldehyd liegt. Mit Hilfe von Jutta Bartholemé



Giotto di Bondone,
Arenakapelle: Beweinung (Detail), 1304-1306

gelingt es ihr, Jens kurze Zeit später über eine andere Klinik mit beerdigen zu lassen. Jutta Bartholemé ist nicht nur Hebamme an dem Krankenhaus, in dem Birte entbunden hat, sondern auch ehrenamtliche Mitarbeiterin der Selbsthilfegruppe „Regenbogen, glücklose Schwangerschaft e. V.“. Die Selbsthilfegruppe unterstützt Frauen und Paare, die ihr Kind kurz vor oder nach der Geburt verloren haben, durch Gesprächskreise, Literatur zum Thema und praktische Hinweise.

Einige Tage vor der Beerdigung holt Jutta Bartholemé Birte von zu Hause ab. Auf dem Rücksitz steht ein kleines Holzkästchen. Darin liegt Jens, den sie kurz zuvor aus der Pathologie geholt hat. Die Hebamme fragt Birte, ob sie das Holzkästchen auf den Schoß nehmen möchte. Birte zögert zuerst, spürt aber, dass es die letzte Chance ist, ihrem Sohn körperlich noch einmal nahe zu sein. Später dann, kurz bevor sie Jens in dem Krankenhaus abgeben, das die Bestattung übernimmt, öffnen sie die kleine Schachtel. Birte betrachtet ihren Sohn das erste und das letzte Mal. Sieht seine dünnen Ärmchen, die kleinen Finger. Das Gesicht. Die Beine. Den Körper.

Auf dem St. Hedwigs/St. Pius Friedhof in Berlin gibt es ein Gräberfeld, über das statt dunklen Kreuzen bunte Windräder knatternd wachen. Auf den Gräbern tummeln sich Teddybären, einige von Wind und Wetter bereits ein wenig angefressen, Plastikmaikäfer, Puppen, Stoffhunde und Babyspielzeug. Unter einer kleinen, gelben Sonne in der Erde liegt der Sarg von Jens. Die Beerdigung war für Birte ein ganz wichtiger Ritus, um eine Form für die eigene Trauer zu finden, Abschied zu nehmen und einen Abschluss für eine bestimmte Trauerphase zu haben. Es war wichtig, Jens doch einmal gesehen zu haben. Denn sich bildlos zu verabschieden, ist sehr schwer, weil man gar nicht weiß, von wem man sich verabschiedet, sagt sie heute. Obwohl sie den Verlust ganz gut verarbeitet hat und die Phase des körperlichen Schmerzes und der Weinanfälle vorbei ist, ist ein Loch in ihrem Leben geblieben. Besonders schmerzlich für sie ist immer noch, dass ihre Familie, ihr Freund und ihre Bekannten scheinbar mit der Trauer über den Tod von Jens relativ schnell abgeschlossen haben und Gespräche darüber vermeiden. Das macht ihre Trauer, ihren Schmerz unwirklich, als gäbe es keinen Grund, keine Legitimation dafür. Neulich besuchte ein

Kamerateam Birte, das einen Film über das Thema „Tod- und Fehlgeburten“ drehte. Als sie relativ gefasst und sachlich ihre Geschichte erzählte, brach plötzlich wieder der alte Schmerz in ihr auf. Tränen schossen ihr in die Augen. Sie konnte nicht mehr weiterreden. Sie ist sich sicher, egal wie gut die Trauer aufgearbeitet wird: Der Schmerz bleibt. Nicht mehr so heftig wie am Anfang. Doch er bleibt.

[1], [2] Name von der Redaktion geändert

Wichtige Anlaufstellen für Frauen und Paare, die ihr Baby verloren haben:

„Regenbogen–Glücklose Schwangerschaft e.V.“

(www.initiativeregenbogen.de)
bietet Hilfe in Gesprächskreisen und mit Informationen

„Verwaiste Eltern in Deutschland e.V.“
mit bundesweit etwa 400
Selbsthilfegruppen
(z. B.: www.veid.de)

weitere Anlaufstellen unter
www.muschel.de sowie unter
www.schmetterlingskinder.de

Repetition

Ausseninstallation von Tina Schwichtenberg

Nach Ingeborg Ruthe, Berlin

Etwas ist da draußen auf dem Platz vor der Kirche geschehen: Was ist geschehen?

70 verhüllte Körper liegen dort, streng aufgereiht, aber wie hastig verdeckt mit weißem Leinen. Ein bestürzender Anblick – inmitten der Großstadtdachitektur umstost von der geschäftigen Hektik der Metropole und in hartem Kontrast zur Parkanlage.

Die Installation „Repetition“ irritiert all die traute Schönheit ringsum. Sie verstört geradezu, denn man denkt unwillkürlich an den Tod. Zugleich hat die Installation etwas Sakrales, schließlich ist der Tod ein Mysterium, und dieses Mysterium bestimmt die sakrale Kunst seit zweitausend Jahren. Und all diese Figuren unter dem weißen Leinen da draußen sind Zeichen für Tod und für stumme Trauer.

„Repetition“ zeigt den Tod zur Unzeit, nicht den erlösenden „Freund Hein“, vielmehr den Tod durch Gewalt und ohne Sinn. Denn seit es die Menschheit gibt, wird auch eine Geschichte der Kriege und der Gewalt geschrieben. Die Spirale der Gewalt und des sinnlosen Sterbens hat sich seit Menschengedenken immer weiter, immer höher geschraubt, fast kommt man zu dem Schluss, die moderne Menschheit sei nicht fähig, ihre Konflikte anders zu lösen.

„Repetition“ heißt Wiederholung – bezieht sich auf die Kunstform und ebenso auf das ewige Phänomen des Lebens, an dessen Ende unweigerlich der Tod steht. Zum Thema Wiederholung sagte der Philosoph Seume einmal, die Wahrheiten müssten laut alle Tage wiederholt werden, bis ihre allgemeine Befolgung die Wiederholung überflüssig mache.

Tina Schwichtenberg scheint die unermüdliche Geduld zu haben, auf diesen Tag, an dem Wiederholung überflüssig wäre, warten zu können.

Sie hat ihre denkwürdige Erinnerungs- und Trauerarbeit mehrmals wiederholt: immer wieder in anderer Zahl und Anordnung und an verschiedenen Orten, u.a. in Budapest, Tokio, Buenos Aires und zuletzt eben in Berlin. Dieses Repetieren hat dazu geführt, dass die einst anlassgebundene Arbeit eine neue Dimension erreicht hat, nämlich Allgemeingültigkeit.

Die Künstlerin wollte für ihr Anliegen die Realität nicht kopieren, jedoch „nahe an der Realität bleiben“. Ein schwieriges, fast paradoxes Unterfangen, das Nicht-Darstellbare darzustellen, dem Unfassbaren, dem Entsetzen, dem Schmerz Form zu geben. Aber die Trauer ist darstellbar, die Kunstgeschichte hält dafür Entsprechungen bereit: Tina Schwichtenberg geht in ihrer „Repetition“ zurück auf das Turiner Leichentuch Christi: Die Form des über einen Körper gedeckten starren Tuches wird zum plastischen Abdruck gelebten Lebens, wird Abbild, Hülle, Larve und Leerform – ist Sinnbild für Vergänglichkeit und das Ende selbst.

Das erste, was die Blöße eines Neugeborenen bedeckt, ist eine Windel, das letzte ein Tuch – für Tina Schwichtenberg ist es die Ur-Form für Anfang und Ende.

Am natürlichen Werden und Vergehen, aber auch am sinnlosen Sterben hat sich bis heute, zum Beginn des Jahrtausends, nichts geändert.

Tina Schwichtenberg ist außerstande, in ihrer Kunst davon abzusehen, sich gar in den Elfenbeinturm zurückzuziehen, um dem Ästhetischen zu frönen. Diese wache Künstlerin kommt aus Kiel, sie blieb ihrer Heimat Schleswig-Holstein immer eng verbunden, derweil sie Wahlberlinerin wurde.

Der Fall der Mauer war der Zeitpunkt dafür. Die Neugier trieb sie und das brennende Interesse für eine neue, nie gekannte Situation. Den



medialen Pauschalanalysen der deutsch-deutschen und damit der Berliner Situation misstraut sie.

In Berlin-Mitte, im Osten, suchte und fand sie ihre erste Galerie – in einem leer gewordenen Haus der Gewerkschaften, dem sie zeitweilig neuen Sinn einhauchte. Unmittelbar am Ufer der Spree zeigte sie ihre Kunst und die von Kollegen. Hier entstand auch die Idee und die erste Skulptur ihrer großen Arbeit „Repetition“, die nun vor der Kirche gleichsam zu einem Mahnmal wird.

Die Installation mit ihren gleichförmigen Körperzeichen gibt das zentrale Gestaltungsprinzip der Künstlerin preis: Es geht ihr um die Differenzierung zwischen Individualität und Allgemeinheit, um Serie und Norm, um Reihung und Wiederholung, es geht um „Abdruck“ der Realität und zugleich um ein Sinnbild.

Auf diese Weise blicken wir nicht auf Kopien, sondern auf Nachempfundenen, der Prozess der Vergänglichkeit selbst assoziiert das Vergängliche des Lebens: Denn die Form der Leinentücher imaginiert Körper, die in Wahrheit hohl sind. Die Formen vergehen, sinken in sich zusammen – genauso wie die sterbliche Hülle eines Menschen, von dem nur die Erinnerung an ihn bleibt.

Die Installation ist vor der Emmaus-Kirche vom 28.5.-01.06.03 zu sehen.

Tina Schwichtenberg
Dircksenstr. 44, 10178 Berlin
www.tina-schwichtenberg.de

Erzähl mir was vom Tod

Eine interaktive Ausstellung über das „Davor und Danach“ im Kinder- und Jugend-Freizeitzentrum Wuhlheide



Über den Tod spricht man nicht

Agnes Gaertner / Ich möchte euch zu einer ungewöhnlichen Reise einladen. Zur Ausstellung „Erzähl mir was vom Tod.“

„Aber ich lebe doch“, wirst du vielleicht sagen. Du hast Recht und trotzdem: Leben und Tod gehören zusammen. Das haben wir hier oft einfach vergessen. Wir machen den

Tod unsichtbar, indem wir nicht darüber sprechen. Los geht es also:

Wir begeben uns auf die „Reise“ ins Jenseits.

Im Reisebüro ins Jenseits erhalten wir einen Reisepass, der ist gleichzeitig auch der Wegweiser durch die Ausstellung. Er hilft uns, interessante Dinge zu entdecken und uns zurechtzufinden.

Durch einen schwarzen Vorhang verlassen wir das Diesseits und betreten das Jenseits.

Wir schreiten durch die Zeitmaschine: eine riesengroße Sanduhr wird von uns in Bewegung gesetzt und die Reise beginnt.

Wir kommen in ein Wohnzimmer der Erinnerungen, die Galerie der Lebensalter und in das Labor der Unsterblichkeit, in dem wir uns einen Trank der Unsterblichkeit mixen können. Mal sehen, ob er wirkt. Vielleicht will ich aber auch gar nicht unsterblich sein.

So hat jeder Raum seine eigene

Überraschung, und ich möchte euch noch zu meinem Lieblingsraum mitnehmen: In das Paradiesgärtchen. An die Bäume dort könnt ihr eure Ideen und Wünsche anhängen oder einfach nur still da sitzen und träumen. Na, habt ihr Lust bekommen auf die ungewöhnliche Reise?

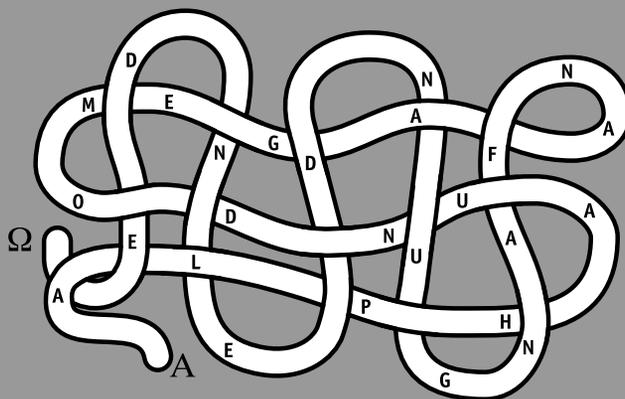
„Erzähl mir was vom Tod“ ist noch bis zum 22. Juni 03 im FEZ Wuhlheide zu sehen. An der Wuhlheide 197 12459 Berlin/Köpenick



Bastelecke

Suchlabyrinth

Finde heraus, was die beiden Buchstaben am Anfang und am Ende bedeuten. Folge dem Weg von Buchstabe zu Buchstabe und schreibe den Satz hier unten auf:



Dorothee Sölle ist tot

Wolf Krötke / Der Tod von Dorothee Sölle am 26. April 2003 ruft eine lange, bewegte Phase der jüngeren Kirchen- und Theologiegeschichte vor unsere Augen. Sie hatte nie ein Amt in der Kirche und keine feste Anstellung an der Universität. Am Ende nannte sie sich „Schriftstellerin“. Dennoch gibt es kaum einen in Kirche und Theologie, den ihre Stimme nicht erreicht, nicht entweder mitgerissen oder geärgert, provoziert oder nachdenklich gemacht hätte. Sie war eine Theologin mit ganz ungewöhnlicher Sprachkraft, der man nicht ausweichen konnte, wenn man sie hörte und las. Was sie zu sagen hatte, sprach sie mit großer Dringlichkeit aus. Auf's Konkrete zu drängen, war ihre Leidenschaft. Denn ein Christentum, das sich in seiner traditionellen Gestalt eingerichtet hat, sich mit Ungerechtigkeit und Elend abfindet und Kriege als gottgegeben hinnimmt, wollte sie aufrütteln.

Im Westen Deutschlands ist sie einer breiten Öffentlichkeit durch ihr politisches und soziales Engagement bekannt geworden. Ihr Protest gegen den Vietnamkrieg, die Begründung des „Politischen Nachtgebets“ 1968 in Köln, ihr Einsatz in der Friedensbewegung, ihr Eintreten für die Würde und Rechte der Frauen, ihre Infragestellung der Marktwirtschaftsordnung, all ihr Brennen für ein menschenwürdiges Antlitz unserer Welt haben vielen Menschen die befreiende Kraft des christlichen Glauben neu erschlossen. In ihrer Autobiographie „Gegenwind“ hat sie ihr unermüdliches Leben im Einsatz für eine bessere Welt, wie sie im Licht des Gottes Jesu aussehen müsste, eindrücklich beschrieben.

Im Osten aber wurde ihr Name von den Mächtigen lange Zeit regelrecht tabuisiert, weil ihre Texte eine so gefährliche Freiheit atmeten. Die Zensur gestattete noch nicht einmal, sie zu zitieren. In den Gemeinden und unter den Studierenden wurden ihre Texte darum umso wirksamer durch Abschreiben verbreitet. Ich selbst kann bis heute einiges davon – es waren auch poetische Texte darunter – auswendig.

Es wäre aber nicht richtig, an Dorothee Sölle nur als an eine beeindruckend aktive und auf Aktivität drängende Frau zu denken. Die Texte der Bibel und was sie sagen, waren ihr Lebensquell, den sie immer wieder mit dem ganzen Berg der Fragen, welchen der christliche Glaube heute aufwirft, und mit scharfem Verstand aufgesucht hat. Sie hat aber aus diesem Lebensquell anders getrunken als es in Kirche und Theologie als schicklich und richtig galt. Ihr kleines Buch „Stellvertretung. Ein Kapitel Theologie ‚nach dem Tode Gottes‘“ (1965) hat die Theologie aufgeweckt, darüber nachzudenken, was es eigentlich heißt, dass im Sohne Gottes Gott selbst am Kreuz stirbt. Die Schlussätze dieses Buches reden davon, dass Gott im Tod seines Sohnes genug für uns getan habe, es sei nun an der Zeit, etwas für Gott zu tun. Das hat damals eine schreckliche Aufregung ausgelöst, die alle prominenten Theologen auf den Plan gerufen hat. Ihr aber ging es darum, die Vorstellung von einem allmächtigen Gott, der uns tatenlos macht, mit der Erfahrung des Gottes der Liebe zu korrigieren, wie sie uns Jesus ermöglicht. „Sieh ihn doch an, wenn ihm alle davon sind, die Freunde“, heißt es in einem Text aus dieser Zeit, „ihm muss ich es glauben“.

In der theologischen Arbeit von Dorothee Sölle zeichnet sich darum immer mehr die Konzentration auf die Vereinigung mit diesem Gott als Kraftquell des Widerstandes gegen die Lieblosigkeit unserer Gesellschaft, unserer Welt ab. „Mystik und Widerstand“ heißt eines ihrer letzten Bücher (1997), das an sensibel geschilderten Beispielen und Geschichten zeigt, wie das entspannte Einswerden mit dem Gott der Liebe einen Geist freisetzt, der sich nicht mit dem erbärmlichen Zustand unserer Welt abfinden kann.

Ihr Tod macht die evangelische Kirche ärmer und beraubt die evangelische Theologie einer kritischen Instanz. Wir haben Anlass, das, was sie im Herzen, Denken und Handeln bewegt hat, in unseren Herzen und unserem Denken weiter zu bewegen und bei unserem Handeln nicht zu vergessen.

paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde
7. Jahrgang Nr. 2

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindekirchenrat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:

Bernd Feuerhelm,
Agnes Gaertner, Heike Krohn,
Jörg Machel, Claudia Ondracek,
Dörte Rothenburg, Ingo Schulz,
Dorothea Weltecke

Umschlag:

Hieronymus Bosch
Der Flug zum Himmel (1504)

Redaktionsanschrift:

Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:

Kristin Huckauf,
Jörg Machel, Ingo Schulz

Druck: Trigger®

(Umweltmanagement gemäß
EG-Öko-Audit-Verordnung)
gedruckt auf Recymago

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:

Mo, Do, Fr 9-13 Uhr,
Di 13-17 Uhr, Mi geschlossen

Ölberg-Kirche

Lausitzer Straße 28/Ecke Paul-Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg Kita
Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof
Hermannstr. 133, 12051 Berlin,
Tel.: 626 24 35

Pfarrer Jörg Machel
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Tel.: 61 69 32-15
joerg.machel@emmaus.de

Internet:

<http://www.emmaus.de>

Spendenkonto

Berliner Bank AG
(BLZ 100 200 00),
Konto 47 03 240 501
KVA/Emmaus/paternoster

Der nächste paternoster: Ich bring euch gute neue Mär...

Hinweis: Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

Ökumenischer Kirchentag in Berlin

28.5.–1.6. 2003

Themenzentrum in der Emmaus-Kirche Den Sterbenden ein Segen sein!

Eröffnungsabend:

Mittwoch 28. Mai 2003, 20.00 Uhr

Konzert: Manfred Maurenbrecher, 21.00 Uhr

Zeit	Donnerstag 29. Mai	Freitag 30. Mai	Samstag 31. Mai
10.00 (45 min)	Mit anderen Augen Ein Buddhist liest in der Hebräischen Bibel Wilfried Reuter	Mit anderen Augen Ein Christ liest in Buddhas Lehreden Joachim Christoph	Mit anderen Augen Ein Jude liest im Neuen Testament Rouven Moskowitz
10.30 (ca. 2 h)	Gevatter Tod Film-Workshop Ingrid Hamel und Drehbuchautoren	Tod vor der Geburt Film-Workshop Matthias Zuber (Autor)	Tod auf Verlangen Film-Workshop Jörg Machel
11.00 (1.30 h)	Glaube als Frucht der Sterblichkeit Über das enge Verhältnis von Religion und Tod Georg Schwickart Vortrag	Riten des Übergangs Situationen am Sterbebett Lisa Freund Vortrag	Wenn aus dem Recht eine Pflicht wird Von Risiko des selbstbestimmten Sterbens Christof Müller-Busch Vortrag
13.00 (30 min)	Sitar und Orgel Mittagsmusik Frank Beese / Christoph Wicken	Sheng und Orgel Mittagsmusik Wu Wei / Gunter Kennel	Didgeridoo und Orgel Mittagsmusik Lutz Haussmann / Reinhard Hoffmann
14.00 (2 h)	Behütet sterben Ursprung und Ziel der Hospitbewegung Bobu / Kurzke / Wirtz Themen-Workshop	Der langsame Abschied Sterbebegleitung demenzkranker Menschen Matter / Wamecke / Rath / Kusche / K.Machel Themen-Workshop	Kaum gelebt und schon gestorben Totgeburt, Fehlgeburt, Kindstoll Reuter / Hamel / Zuber / Bartholomae / Wunnen Themen-Workshop
15.00 (1.30 h)	Die Kunst zu leben und zu sterben Gevatter Tod tiefenpsychologisch gedeutet Eugen Dreweermann Vortrag	Vom Segen der Vergänglichkeit Tod und Sterben aus buddhistischer Sicht Wilfried Reuter Vortrag	Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß Unser Tod und Gottes Wille Wolf Krötke Vortrag
16.00 (2 h)	Leben Heide Breitel (Autorin) Film-Workshop	Mein kleines Kind Katja Baumgarten (Autorin) angefragt Film-Workshop	Mein Vater Ulrike Krumbiegel (SchauspielerIn) angefragt Film-Workshop
17.00 (1.30 h)	Trost im Leben und im Sterben Die Religionen im Test Walter / Yüksel / Moskowitz / Schwickart Moderation: J. Machel	Ich will nicht mehr Von Suizid bis Sterbehilfe Müller-Busch / Däubler-Gmelin / Neumann Hamel, Moderation: Hermann	Plötzlich und unerwartet Von Unfalltod und Notfallnachsorge. Voigt / Sachsse / Andresen angefragt Moderation: Berentzen
18.30 (1 h)	Abendmeditation Wilfried Reuter	Abendmeditation Stefan Matthias	Abendmeditation Lisa Freund
20.00	Tod als Thema der Kunst unter der Mitwirkung von: Achterberg / Bockelt / Croasley / Huber / Scheer / Schwichtenberg / Wemmann u.a.	Tod als Thema der Musik Mozart Requiem, Leitung: Ingo Schulz und Sterbegesänge anderer Kulturen: Kaddisch, Sutren, Salvador, anatolische Musik	Komm und iss Wir laden ein zu einem Festmahl an den Tisch der Religionen
22.30 (30 min)	Nachlesung Detlef Berentzen liest: Hermann	Nachlesung Jörg Machel liest: Dankagung an einen Engel	Nachlesung Holger Franke liest: Prediger Salomo

DEUTSCHE POST AG
ENTGELT BEZAHLT
10997 BERLIN

Möchten Sie den paternoster
regelmäßig per Post erhalten?
Hier könnte Ihre Anschrift stehen!

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,
der monatlich erscheint.
Sie erhalten ihn in der Gemeinde
und über das Internet:

<http://www.emmaus.de>